Versuche
zur
Beförderung
wahrer Lebensweisheit.

Von
F. L. Röper,
Prediger zu Dobberan.

Zweiter Theil.

Berlin,
bei Friedrich Maurer, 1803.

Schimpf und Ernst,

für

Alt und Jung.

Von

F. L. Röper,

Prediger zu Dobberan.

Berlin,
bei Friedrich Maurer, 1803.

Inhalt.

I. Anaxagoras. . . . . . Seite 1
II. Ein Fragment aus dem Catechismus der Pantopadoer. . . . — 32
III. Einige Merkmale der höhern Cultur unsrer Zeit. . . . . — 48
IV. Die Tugend belohnt sich selbst — 63
V. Frau von B. an ihren Sohn. . — 89
VI. Proben stoischer Weisheit. . — 102

I.

Anaxagoras.

Anaxagoras aus Klazomenä, der Lehrer des Perikles, und der frömmste, so wie der weiseste unter den Weisen seiner Zeit; dieser große Mann, der zuerst das Licht der Philosophie nach Athen gebracht, und wenn nicht zuerst, doch deutlicher als seine uns bekannten Vorgänger, einen verständigen Urheber der Welt erkannte, ward, als ein Feind der Religion und des Staates, aus Athen verwiesen, und abwesend zum Tode verurtheilt. Nur die siegreiche Beredtsamkeit des Perikles hatte ihn, bei der ersten Anklage, aus dem Gefängnisse, in welchem er schon dem Tode geweihet war, retten können, und das Todesurtheil, welches bei ei-

ner erneuerten Anklage wirklich über ihn ausgesprochen wurde, traf ihn glücklicher Weise nicht mehr zu Athen, sondern zu Lampsakos in Mysien, wohin er sich nach seiner Verweisung begeben hatte, um daselbst den Rest seiner Tage in stiller Ruhe und in der Gesellschaft seines alten Freundes Thrasylogos zu verleben. Dieser, ein ehemaliger Spielgenosse unsers Anaxagoras, und jetzt ein angesehener Bürger von Lampsakos, war kein Philosoph von Profession; allein sein gesunder Verstand, verbunden mit einem eben so richtigen als lebhaften Sinne für das Wahre und Schöne, hatte ihm, im Gebiete der Religion und der Sitten, zur Entdeckung mancher Wahrheiten verholfen, die dermalen zwar nicht mehr gänzlich verborgen waren, aber doch als ein überschwenglich großes Geheimniß einiger Auserwählten aufbewahret wurden. Nur seine natürliche Heftigkeit, die ihn auch im Alter noch nicht verlassen hatte, verleitete ihn wohl einmal zu über-

eilten Urtheilen und Handlungen, die er aber bei kälterem Blute von selbst zurücknahm, und mit der liebenswürdigsten Unbefangenheit zu verbessern suchte. So warm und lebhaft, wie in seinen übrigen Empfindungen, war er auch in der Freundschaft. Ein Glück daher für ihn, so wie für seinen Freund, den Anaxagoras, daß er nicht früher davon gehört hatte, in welcher Gefahr sich dieser zu Athen befunden! Sein ungestümer Eifer ihn zu retten hätte leicht alles verderben, ihm selbst und seinem Freunde höchst gefährlich werden können; desto überraschender war es für ihn, als dieser an einem schönen Abende zu ihm in seine Wohnung trat. Fast erschrocken, fuhr er anfangs einen Schritt zurück, aber seine Arme streckten sich zu gleicher Zeit dem Freunde entgegen: so stand er, von Erstaunen und von Freude überwältiget, eine Weile stumm und beweglos da, und sein ganzes Wesen schien in den Anblick seines Freundes versenkt zu seyn. Die wieder-

holte herzliche Umarmung desselben brachte ihn endlich wieder zu sich, und Thränen der reinsten Freundschaft sagten unserm Anaxagoras, unter tausend Ausrufungen und Fragen, willkommen!

Nachdem Thrasylogos von den ersten Aufwallungen der Freude sich erholt, und für die Erquickung seines von der Reise ermüdeten Freundes hinreichend gesorgt hatte, war seine erste Frage nach der Veranlassung dieser ihm so angenehmen Ueberraschung. Kaum, sagte er, kann ich mich auch jetzt noch davon überzeugen, daß du wirklich hier bist! Und wem habe ich dies Glück zu danken? Was hat dich bewegen können, deinen Perikles und dein geliebtes Athen, den Sitz der Musen, den Sammelplatz aller Künstler und Weisheitsfreunde zu verlassen?

Anaxagoras. Der Urtheilsspruch der Heliasten.

Thrasylogos. Wie! du bist doch nicht

gar aus Athen verwiesen, und deines zweiten Vaterlandes wider Willen beraubt?

Anax. Nicht ich ward der Athener, sondern sie wurden meiner beraubt.

Thras. Aber was in aller Welt konnte diese rasenden Menschen verleiten, so undankbar gegen dich, und, bei Gott! so feindselig gegen sich selbst zu handeln?

Anax. Du weißt ja noch nicht, welche Gründe sie bestimmten! Man hatte mich als einen Feind der Religion und des Staates angeklagt.

Thras. Dich als einen Feind der Religion und des Staates! Warum nicht lieber die Vesta selbst? Ich bitte dich, erkläre dich deutlicher.

Anax. Wohlan, du kennst doch die Sonne?

Thras. Ich sollte denken.

Anax. Weißt du denn auch, was die Sonne ist?

Thras. Was sie an sich selbst ist, wage ich nicht zu bestimmen; soviel aber weiß ich wohl, daß sie für uns Erdbewohner das unentbehrlichste Geschenk der Gottheit ist; ein glänzender Himmelskörper, der uns Licht und Wärme giebt, und durch seinen verschiedenen Standpunkt gegen unsre Erde, den Frühling, den Sommer, den Herbst und den Winter hervorbringt.

Anax. Da bist du schön belehrt! Wage es nur nicht zu Athen diese Antwort zu geben! Die Sonne, mußt du wissen, ist ein Gott; und wenn du sie nicht dafür anerkennst, so klagt man dich als einen Gottesleugner und Staatsverderber an, und du kannst noch von Glück sagen, wenn man dich bloß als einen gefährlichen Menschen des Landes verweiset.

Thras. O des rasenden Pöbels! Daß doch die Menschen ewig in der Blindheit bleiben, und nie klug werden wollen! Wahrlich, sie verdienen es nicht, daß man sie eines bessern belehrt!

Anax. Wie du sprichst! Wo wären wohl die Menschen, die lieber einfältig als klug seyn wollten?

Thras. Du fragst noch? Haben die Athener, die weisen Athener, dir nicht eben einen sehr vernehmlichen Beweis davon gegeben? Oder willst du das alberne Volk etwa noch in Schutz nehmen?

Anax. Allerdings. Das Volk ist unschuldig, und konnte nicht anders handeln. Die Priester, und um auch diesen kein Unrecht zu thun, nur einige unter ihnen, verdienen die Vorwürfe, die du dem ganzen Volke machst. Siehe! ein gewisser Priester, Namens Lampron, behauptete: in einem monströsen Widderkopfe eine unglückliche Vorbedeutung für den Staat entdeckt zu haben, und ermangelte nicht, das leichtgläubige Volk mit dieser Zeichendeuterei fürbaß zu ängstigen. Ich glaubte den Athenern einen Dienst zu leisten, und mir ihren Dank zu verdienen, wenn ich ihnen zeigte: daß

ein monströser Widderkopf weiter nichts als einen monströsen Widderkopf bedeute, und überall keinen Zusammenhang mit dem Glück oder Unglück des Staates habe. Das Volk schien auch nicht abgeneigt, meinen Vorstellungen Gehör zu geben; allein die Priester fanden, daß auf solche Weise die edle Wahrsagerkunst, folglich ihr ganzes Ansehen, dem Volke verdächtig würde, und mein Untergang ward beschlossen Meine natürliche Erklärung des unglücklichen Widderkopfes war aber dem Volke zu angenehm, und den meisten auch zu einleuchtend, als daß man sie zum Grunde einer öffentlichen Anklage gegen mich gebrauchen konnte; man suchte daher einen andern Vorwand, und fand ihn in einer meiner physischen Schriften, in welcher ich die Sonne für eine eisenartige, durchglühte Elementarmasse erklärt hatte. Diese Behauptung, die ihnen so lange überall nicht anstößig gewesen war, ward jetzt, da sie einen Stein des Anstoßes suchten, als

eine grobe Gotteslästerung und strafbare Verkleinerung des Sonnengottes befunden; das Volk glaubte seinen Priestern natürlich mehr, als mir, und du kannst dir nun schon das weitere denken.

Thras. Nur allzu wohl! aber ich werde auch immer mehr überzeugt, daß das unmündige Volk überall keiner Belehrung fähig ist, und sie auch nicht verdient. Sie wollen es nun einmal nicht besser haben, die Thoren! Sie wollen nicht gescheiter werden, und beim Jupiter! den Freund, der sich ihrer liebreich annehmen und sie eines bessern belehren will, sogar noch anzufeinden und zu verfolgen! Weg mit den Unsinnigen, die nicht einmal Mitleid, die nur Verachtung verdienen!

Anax. Wie du doch immer sogleich in Feuer geräthst! Noch ganz so wie in deiner ersten Jugend, wenn beim Spiel oder bei andern Gelegenheiten, dein Anaxagoras, oder sonst einer von unsern Jugendfreunden, deinen

Meinungen und Vorschlägen nicht sogleich beipflichten wollte! Aber nur Geduld! Hoffentlich sollst du es selbst noch eingestehen, daß du den guten Athenern zuviel thust, und ihnen ganz etwas ungebührliches hast ansinnen wollen; denn ich muß es dir nur gerade aus sagen: die Sonne ist doch ein Gott, der schönste und augenscheinlichste unter allen Göttern, und die Religionsmeinungen des Volkes sind alle wahr und wohlgegründet, soviel du auch dagegen einwenden magst.

Thras. Allerliebst! und die Beweise?

Anax. Genug, daß ich es sage! Du kannst es mir auf mein Wort glauben.

Thras. Ein schöner Beweis!

Anax. Hast du mich denn schon auf Unwahrheiten ertappt, oder als einen einfältigen Menschen befunden? Es ist doch wahrlich nicht fein von dir, daß du meine ausdrückliche Versicherung so geradezu verwirfst.

Thras. Um des Himmels willen, Ana-

xagoras! wie kömmst du zu diesen Behauptungen? Und wie kannst du nur einen Augenblick verlangen, daß ich auf dein bloßes Wort ihnen glauben soll? Lege mir Gründe vor, wenn du kannst, und ich will dir meinen Beifall nicht versagen; aber vernünftige einleuchtende Gründe mußt du mir vorlegen, sonst kann ich auch dir nicht glauben.

Anax. Meinst du denn, daß das ununterrichtete, und was noch schlimmer ist, mit Vorurtheilen genährte Volk, die Gründe meiner ersten physischen Erklärung einzusehen vermochte?

Thras. Unmöglich! Sie sind nun einmal, das hast du ja selbst erfahren, so zum blinden Glauben gewöhnt, die Elenden! daß sie über diese Gegenstände überall nicht mehr denken, sondern bloß glauben können.

Anax. Und gleichwohl nimmst du es ihnen so übel, daß sie nicht thun, was ihnen, nach deiner eignen Versicherung, unmöglich ist;

oder kannst du wohl mit Recht verlangen, daß sie mir, einem einzelnen Manne, auf sein bloßes Wort mehr glauben, als ihren Vätern, Müttern, Wärterinnen und Lehrern, samt der ganzen Zunft von Priestern und Dichtern? Daß sie diese alle, mir zu Gefallen, und auf meine bloße Aussage — denn meine Gründe können sie ja nicht begreifen — für Betrüger oder Betrogene halten, an sich selbst und an ihrem eigenen Verstande verzweifeln, und ihre alten, von frühester Jugend auf mit der Muttermilch eingesogenen, durch Gewohnheit und Alterthum ihnen lieb und ehrwürdig gewordenen Meinungen, sogleich aufgeben, und dagegen meine ganz neuen, ihnen unbegreiflichen, ja allen bisher gehörten ganz widersprechenden Meinungen, ohne weiteres gläubig annehmen sollen? Wahrlich! das ist selbst von den leichtgläubigen und flatterhaften Athenern zu viel verlangt. Bedenke es nur recht, lieber Thrasylogos, und es wird dir selbst einleuchten, daß

du ihnen zu viel zumuthest, und ihre Gefällig-
keit auf eine zu schwere Probe stellst.

Thras. Fast scheint es, als ob du recht hättest! Aber, wenn ich dir auch alles andere gelten lasse: wie kannst du den Vorwurf des Irrthums mit dem der Einfalt verwechseln? Oder muß jemand darum, weil er von einer Sache überall nicht, oder was noch schlimmer, wie hier der Fall ist, unrecht belehrt worden, nothwendig ein Schwachkopf seyn? Auf solche Weise wäre ja jeder Versuch, andere eines bessern zu belehren, eine Grobheit, und nach den Regeln der Höflichkeit überall keine Zurechtweisung erlaubt.

Anax. Weit gefehlt! Nicht mit jedem Irrthume verhält es sich so, wie mit dem Irrthum in Religionsmeinungen. Es giebt viele Wahrheiten, die nicht jeder zu wissen braucht, viele Dinge, von denen man, unbeschadet seines Werthes, dunkle und selbst falsche Begriffe haben kann, in welchen auch die meisten

Menschen ohne Bedenken ihren Irrthum eingestehen, und sich gern belehren lassen; die Religion hingegen, und alles was dahin gehört, was mit Recht oder Unrecht dahin gerechnet wird, ist eine Sache, die mit unserm Selbst, mit unserm ganzen Thun und Lassen, so wie mit unsern liebsten Wünschen, Empfindungen und Hoffnungen, in der innigsten, unzertrennlichsten Verbindung steht; die folglich einem jeden denkenden und empfindenden Menschen wichtig ist, oder doch seyn sollte, über welche also auch ein jeder nachgedacht haben sollte, und in der wir ihn eben deshalb keines Irrthums zeihen können, ohne ihm zugleich damit zu sagen, daß er sich einer gröblichen Verabsäumung dessen, was er vor allen Dingen hätte thun sollen, schuldig gemacht; oder auch, was die Menschen gewöhnlich noch übler empfinden, daß er nicht der scharfsichtigste sey. Ueberdies erscheint der Andersdenkende, in Sachen der Religion, den meisten nicht nur als ein ge-

fährlicher, sondern auch als ein erzböser Mensch, weil die wenigsten begreifen können, wie man ohne vorsätzliche Verhärtung und Widerspänstigkeit, das, was ihnen so wahr und einleuchtend scheint, verwerfen, und ohne eben das zu glauben, was sie glauben, ein guter Mensch seyn könne. Endlich störst du sie durch deine neuen Meinungen in ihrer gedankenlosen Ruhe und Gemächlichkeit, wobei sie sich bis dahin so wohl befanden, und —

Thras. In seiner Ruhe, willst du sagen, läßt sich keiner gern stören. Aber alles zugestanden, wiewohl die wenigsten so weit denken mögen, als du sie hier denken läßt, willst du denn, daß man die Menschen ewig in der Unwissenheit und im Aberglauben stecken lasse?

Anax. Behüte Gott!

Thras. Wie willst du es denn anfangen, um sie von den albernen Vorurtheilen und Ungereimtheiten des Volksglaubens zu entbinden?

Anax. Das sicherste möchte wohl seyn,

ihnen die Binde so fest zu schnüren, daß sie es vor Schmerz nicht länger aushalten könnten, und in der Angst sie selbst abrissen, oder doch wenigstens ihre zu große Vorliebe für die Binde verlören.

Thras. Ein sonderbarer Einfall! ich fürchte nur, sie möchten ihre Unzufriedenheit vielmehr an dir auslassen, und im Anfall von Schmerz sehr unfreundlich um sich schlagen.

Anax. Das hätte so leicht keine Gefahr! Gleichwohl möchte ich selbst diesen Weg nicht gern einschlagen; ich überlasse es lieber den Priestern, und diese werden auch nicht ermangeln, das Volk auf diesem beschwerlichen Wege so lange fortzuführen, bis es am Ende über seine eignen Füße stolpert.

Thras. Ich sehe nur nicht, wohin das weiter führen kann, als daß diese schönen Wegweiser am Ende samt ihrem Gefolge auf die Nase fallen, und dann auf der Erde, wenn nicht gar im Schlamme liegen bleiben.

Anax.

Anax. O es liegt sich viel zu unsanft auf diesem Ruhebette! Sie werden schon von selbst wieder aufstehen.

Thras. Um von neuem zu fallen.

Anax. Kann seyn; aber je öfter und unsanfter sie fallen, desto eher werden sie vorsichtig, und durch Schaden klug werden.

Thras. Nicht übel, sie haben es wohl verdient, auf eine so harte Weise belehrt zu werden, wenn sie nur schnell genug auf diesem Wege fortrücken.

Anax. Dafür lasse ich den Oberpriester Blakikos sorgen; denn dieser will, wie ich bei meiner Abreise hörte, eine Schrift ausarbeiten, in welcher der gemeine Volksglaube gegen alle ersinnlichen Angriffe der gesunden Vernunft gerechtfertiget werden soll.

Thras. Vortrefflich! und was wolltest du damit?

Anax. Sie dem Volk in die Hände geben, und wo möglich den Blakikos dahin zu

bereden suchen, daß er sie in der öffentlichen Volksversammlung, und noch lieber zu Olympia vorlese.

Thras. Ein schöner Vorschlag, um die bethörte Menge in ihren Vorurtheilen nur noch mehr zu bestärken.

Anax. Gerade umgekehrt! um ihr den Staar zu stechen, und sie von ihren Vorurtheilen zu befreien.

Thras. Ich errathe dich: du willst sie dadurch zum Nachdenken bringen, und auf solche Weise curiren.

Anax. Ganz recht! denn woher kommt es, daß vernünftige Menschen so unvernünftige Dinge glauben, woher anders, als weil sie nie darüber gedacht haben? Es kömmt also nur darauf an, daß wir sie auf eine gute Weise zum Selbstdenken bringen.

Thras. Aber das ist eben das Unglück, daß sich das nicht thun läßt; daß sie gleich beim ersten Zweifel, den man gegen sie äußert,

in heiligen Eifer gerathen, und, ohne auf vernünftige Gründe zu achten, nur darauf denken, wie sie ihre vermeinte Rechtgläubigkeit gegen deine Angriffe sichern, und dich als einen Menschen, der damit umgeht, ihnen ihr liebstes Kleinod zu entwenden, zurücktreiben, ja, wo möglich, ganz von der Erde vertilgen mögen.

Anax. Würden sie denn auch so sehr in Zorn gerathen, wenn Blakikos ihnen sein vortreffliches Werk vorläse?

Thras. O gewiß nicht.

Anax. Sie werden doch auch kein Mißtrauen in die Lauterkeit seiner Absichten setzen?

Thras. Eben so wenig; aber was wäre damit gewonnen?

Anax. Daß sie ruhig, und ohne hinterlistige Absichten zu argwöhnen, über diesen Unsinn zu denken anfangen; das war es ja, was dir so schwer und so gefährlich zu bewerkstelligen schien.

Thras. Schade nur, daß sie durch die Schriften eines Blakikos nicht zum richtigen Denken angeführet werden; denn was würden sie hier wohl anders lesen und hören, als die grundlosesten Behauptungen, die albernsten Märchen und den handgreiflichsten Unsinn! Ja wahrlich, Anaxagoras! der Unsinn muß noch unsinniger erscheinen, wenn er sich rechtfertigen will.

Anax. Gerade das soll uns gute Dienste thun: denn je handgreiflicher der Unsinn ist, desto sicherer wird er auch von den Blödsinnigen bemerkt, und für das, was er ist, erkannt werden.

Thras. Du willst also das Unvernünftige durch sich selbst zerstören, und die Dämmerung durch die Finsterniß der Mitternacht aufhellen.

Anax. Sage lieber, die Finsterniß durch sich selbst verrathen; und das scheint mir immer noch sicherer, als der Versuch, sie durch

den glanzvollen Strahl der hellen Mittagssonne zu vertreiben, und dem blödsichtigen Volke die alte dichte Decke gewaltsamer Weise von den Augen wegzureißen: denn dieß, und nichts anders thun die, welche das Volk geradezu, ohne alle Vorbereitung, durch reine Vernunftgründe aufklären wollen; allein sie mögen sehen, wie ihnen das gelingt! Die blöden, am Dunkel gewöhnten und ungeübten Augen der großen Menge, werden durch den plötzlichen Lichtstrahl nur geblendet und schmerzhaft angegriffen, ohne an Sehkraft zu gewinnen. Daher auch ihr Unwille über das Licht, so wie über alle Fackelträger der unberufenen Weisheit. Ich hingegen wollte die blödsichtigen Menschen erst durch sich selbst zu überführen suchen, daß sie blödsichtig sind, oder sich doch wenigstens in der Dunkelheit, und im Irrthume befinden; und ich wußte nicht, wie sie besser davon überzeugt werden könnten, als wenn man sie in Bewegung bringt, gleichviel auf welche Weise!

Genug, wenn sie sich nur erst bewegen, dann werden sie unfehlbar allenthalben gegen laufen, sich die Köpfe stoßen, und also zur Selbsterkenntniß kommen. Die Erkenntniß des Irrthums ist aber, wie du weißt, der erste Schritt zur Wahrheit.

Thras. Wie aber, wenn diese Bewegung gerade in der entgegengesetzten Richtung mit dem Lichte stände, sie also nur noch weiter davon entfernte, oder sie auch, um sich Ruhe zu verschaffen, die Fackelträger, samt dem Lichte, unter die Füße träten?

Anax. Hat keine Gefahr, da hier kein fremder Fackelträger außer ihnen, sondern das Licht in ihnen selbst ist, und durch ihre eigne Bewegung, wiewohl wider ihren Willen, aus ihnen hervorgelockt wird.

Thras. Mag seyn! Gleichwohl wünschte ich lieber auf einem nähern, weniger beschwerlichen und halsbrechenden Wege zum Ziele zu kommen.

Anax. Dann weiß ich keinen andern Rath, als daß wir zur Taschenspielerkunst unsre Zuflucht nehmen.

Thras. Ein allerliebster Rath! Aber wie meinst du das?

Anax. Ganz ehrlich! Du kennst doch wohl die Geschicklichkeit der Taschenspieler, die dir ganz unvermerkt etwas aus der Tasche heraus, und, nach Belieben, etwas anders wieder hineinzuspielen wissen.

Thras. Wie sollt' ich nicht! ich habe es selbst erlebt, daß einer von diesen umherziehenden Betriegern einem jungen Stutzer, der einige Zeit zuvor in Gesellschaft über ihn gespöttelt hatte, einen kostbaren Brillantring vom Finger herunter, und einen andern ganz ähnlichen, aber unächten, wieder hinauf zu spielen wußte.

Anax. Gerade so, wollte ich dir rathen, es mit dem Volke zu machen; nur mit dem Unterschiede, daß du ehrlicher dabei zu Werke

gehst, und den Menschen, statt der unächten Steine, welche die meisten tragen, ächte unterschöbest. Oder, ohne Bild zu reden: Du sollst ihren unrichtigen Begriffen und Vorstellungen unvermerkt richtige unterschieben, und, mit Beibehaltung ihrer gewohnten Ausdrücke und Formeln, aus eben diesen Ausdrücken und Formeln die Wahrheit heraus, oder vielmehr hinein erklären.

Thras. Aber werden sie das nicht merken?

Anax. Wenn du aus Eitelkeit dich nur nicht selbst verräthst, gewiß nicht! Um so weniger, da die geweihten Formeln und Ausdrücke mehrentheils bildlich, und so dunkel sind, daß die Inhaber derselben höchst selten etwas bestimmtes und deutliches, mehrentheils überall nichts dabei denken.

Thras. Dein Vorschlag scheint in der That so übel nicht; gleichwohl muß ich gestehen, daß er mir eben so wenig, als der zuerst

von dir angedeutete Umweg, recht ein will, und daß ich weit lieber den geradesten und kürzesten Weg einschlagen möchte!

Anax. Wenn es nur auf die Wahl ankäme, dann kannst du sicher glauben, daß auch ich auf deiner Seite wäre; allein, mein Lieber! der kürzeste Weg ist deshalb nicht immer der gebahnteste und sicherste. Freilich führen die von mir empfohlenen Umwege nicht so schnell zum Ziele; allein sie sind sicherer, sind weniger steil, und, fast möchte ich sagen, die einzigen, wodurch man zur wahren Aufklärung gelangt. Die Menschen müssen selbst, durch eignes Nachdenken, dem Irrthum und der Wahrheit auf die Spur kommen, müssen diese Spur in allen ihren Krümmungen, Schritt vor Schritt verfolgen, und sich also die Wahrheit selbst erringen, wenn sie ihnen etwas werth, und von wahrem Nutzen seyn soll. Dahingegen fremde, von außen her ihnen zugebrachte Belehrung, gesetzt auch daß sie sich dieselbe gefallen lassen,

am Ende doch weiter nichts bewirkt, als daß sie ihre alten Glaubensformeln, Meinungen und Autoritäten mit neuen vertauschen, wobei um so weniger etwas gewonnen werden kann, da den neuen Lehrsätzen und Autoritäten die Sanction des Alterthums fehlt.

Ueberhaupt, mein Freund, bin ich durch vieljährige Erfahrungen von allen raschen Schritten abgeschreckt, und sehr zur Vorsicht gewöhnt worden. Siehe! das Licht, so wohlthätig es an sich selbst ist, kann, wenn wir nicht behuthsam damit umgehen, oder es Kindern anvertrauen, uns das Haus anzünden, und nicht nur uns selbst, sondern auch unsern Nachbarn höchst verderblich werden. Das habe ich selbst mehrmals erfahren. Ein anderes Mal kaufte einer meiner Freunde einen Acker, auf dem eine zahllose Menge kleiner Steine wie ausgesäet war. Wozu alle diese Steine, dachte er; sie sind nicht nur unnütz, sondern

hindern auch das Samenkorn, daß es nicht aufkommen kann. Er ließ mit vielen Kosten alle Steine auflesen und wegschaffen, und freute sich schon im Voraus der schönen Saat, die er zu erwarten hätte; aber siehe, der Acker, der nur leicht war, ward nun durch Luft und Sonne so sehr ausgezehrt, daß er keine Frucht halten konnte. Mein Freund bauete überall nichts, und sah sich genöthiget, die Steine wieder auf den Acker zu bringen. Durch diese und ähnliche Erfahrungen bin ich mit dem Aufräumen sehr vorsichtig geworden, und habe gelernt, wie nöthig es ist, auf Zeit und Umstände Rücksicht zu nehmen, vor allen Dingen aber nichts zu übereilen.

Ja, lieber Thrasylogos! ich wünsche eben so aufrichtig, als du es nur wünschen kannst, daß überall Licht und Wahrheit herrschen möchten; allein zum Tempel der Wahrheit gelangen wir nur durch viele Irrthümer und Um-

wege; auf die Dunkelheit der Nacht, weißt du, folgt nicht sogleich und plötzlich der helle Tag, sondern erst die Morgendämmerung, und nur allmählig wird es heller, bis endlich der volle Tag anbricht. Darum laß uns, die Natur ist die weiseste Lehrerinn, geduldig die Morgendämmerung abwarten, und so allmählig zum hellen Tage übergehen, aber nicht nach einem plötzlichen Blitzstrahle verlangen: denn so schnell als er hervorbricht, verschwindet er auch wieder; er kann uns wohl blenden und erschrecken, aber nicht dauerhaft erleuchten, auch kann sein Strahl wohl zünden und zerschmettern, aber nicht, wie das Licht der Sonne, wohlthätig erwärmen und beleben.

So sprach Anaxagoras. Die liebreiche Entschuldigung seiner Verfolger gereicht seinem Herzen zur größten Ehre, und seine Grundsätze der Vorsicht und Mäßigkeit sind um so empfehlenswerther, je enger vorwaltende Irr-

thümer mit anerkannten, für den religiösen und sittlichen Character der Menschen wichtigen Wahrheiten verwebt, und je unschädlicher sie für die Sitten sind. Nur dann, wenn sie der Moralität gerade zuwider sind, müssen sie, ohne alle Schonung angegriffen werden. Auf alle Fälle aber scheint es rathsam zu seyn, daß wir mit Aufhellung der Begriffe dem sittlichen Gefühle nicht zuvoreilen; sondern erst das Herz bessern, und dem Willen aufhelfen, bevor wir die Verstandesbegriffe berichtigen, damit wir nicht Gefahr laufen, beim hellen Tageslichte, vor Kälte zu erstarren, oder einzelne Wahrheiten mit dem Verluste unsrer Tugend zu erkaufen: denn es kann sehr hell im Kopfe, und doch sehr kalt im Herzen seyn. —

Ueberhaupt frommen gewaltsame Revolutionen eben so wenig im Reiche der Meinungen, als im Reiche der Macht; allmählige Reformationen hingegen haben zwar einen we-

niger sichtbaren und schnellen, aber, wie Anaxagoras sehr richtig bemerkt, desto sicherern Fortgang, ohne, wie jene, Verderben anzurichten. Auch ist es durch die Geschichte sattsam erwiesen, daß unhaltbare Meinungen und Vorurtheile, wenn ihre Zeit erfüllet worden, höchstens nur durch allegorische Erklärungen noch eine Zeitlang in ihrem Ansehen erhalten werden können, so wie sie im Gegentheil nicht schneller und gewisser absterben, als wenn ihre Anhänger sie in ihrer ganzen Strenge retten wollen. Das sicherste Mittel, ein verschobenes und überladenes Glaubensgebäude seinem gänzlichen Einsturze näher zu bringen, ist der blinde Eifer seiner Diener, und die wohlgemeinte Unterstützung der Machthaber im Staate, alles, so wie es dasteht, unverändert zu erhalten, und überall keine, durch das Zeitbedürfniß nöthig gewordene Verbesserungen zu gestatten. Beide vermehren, ihrer Absicht zuwider, nur die Ursachen des Anstoßes und Fallens. —

Uebrigens sieht man wohl, daß es dem Anaxagoras mit Anempfehlung der Taschenspielerkunst kein Ernst seyn konnte, oder daß auch unsre Kirchenväter so unrecht nicht hatten, wenn sie alle heidnischen Tugenden für eitel glänzende Laster erklären.

II.

Ein Fragment aus dem Catechismus der Pantopàdoer

ins Deutsche übersetzt von Ireneutes Misokakos.

Die Pantopadoer sind bekanntlich eine höchst-verderbte Menschenraçe, die überall ihre geheimen Verbrüderungen haben, und um so gefährlicher sind, da sie ihre wahren Gesinnungen aufs meisterhafteste zu verbergen wissen. Der Herr Professor Misokakos verdient daher allgemeinen Dank, daß er uns, durch nachfolgende Uebersetzung, mit dem wahren Charakter dieser Halbmenschen bekannt gemacht, und uns damit die Gefahr gezeigt hat, die nur andere ehrliche Leute von ihnen ausgesetzt sind. Ein auffallendes Beispiel ihrer Arglist, und

wie

wie fein sie, unter der Form des Guten, ihre Bosheit zu verstecken wissen, ist die äußerliche Aehnlichkeit ihres Catechismus mit dem kleinen Lutherischen. Was aber hinter dieser gefälligen Form versteckt liegt, ist wahre Verrätherei. Man lese folgendes Fragment, und urtheile dann selbst.

Was soll eines Menschen vornehmste Sorge seyn?

Wie er schnell zu Reichthümern und Ehrentiteln kommen, alle seine Neigungen befriedigen, und aller seiner Wünsche theilhaftig werden möge.

Womit beweisest du das?

Mit dem Sprichworte: Des Menschen Wille ist sein Himmelreich:

Woraus kann man dieses lernen?

Aus der Beobachtung der allgemein angenommenen Denkungs- und Handlungsweise, wie auch aus der Menschenkeñtniß, oder der Kunst überall Eigennutz und Eigendünkel zu entdecken, und zu seinem Vortheile zu gebrauchen.

Aber die Beobachtung ist nicht jedermanns Sache, und die Kunst ist zu kopfangreifend und langwierig. Weißt du nicht ein kleines Buch, worin alles, was zur practischen Lebensklugheit nothwendig gehört, kurz und bündig zusammengefasset worden?

Ja! es ist der Catechismus Gnothiseauton.

1. Wie heißt oder lautet das erste Gebot?

Du sollst dich selbst über alles lieben, und deinen Nächsten nur in so weit und so lange, als es mit deinem eigenen Vortheile oder Vergnügen besteht.

Was ist das, oder wie verstehest du das?

Wir sollen uns selbst allein aufrichtig lieb und werth halten, unsern Nächsten aber mit Höflichkeit und glatten Worten bedienen, auch in Kleinigkeiten, wo es uns nichts kostet, ihm Gefälligkeiten beweisen, und jedermanns Freund scheinen.

Worin besteht die rechte Freundschaft?

Darin, daß Menschen, die ihres Vortheils

oder Vergnügens wegen öfters zusammenkommen, mit einander essen und trinken, im Spiel und im Handel einander das Geld abnehmen, und zu übervortheilen suchen, oder doch zur Erreichung ihrer gegenseitigen Zwecke einander nicht wohl entbehren können.

Weißt du keine Sprüche, womit du dieß beweisen kannst?

O ja! Ein jeder für sich, und Gott für alle. Eine Krähe sitzt gern bei der andern. Im Handel gilt keine Freundschaft. Wer den andern vermag, steckt ihn in den Sack. Freunde sind wohl gut, aber wehe dem, der ihrer bedarf in der Noth. Nimmer Geld, nimmer Gesell.

2. Sage her das andere Gebot.

Du sollst aufgeklärt scheinen, ein Mann von Welt seyn, und auf äußerliche Ehrbarkeit halten.

Was ist das, oder wie verstehest du das?

Wir sollen genug auf uns halten, daß wir

uns nicht ungestraft beschimpfen lassen, in guter Gesellschaft keine gemeinen Flüche ausstoßen, uns auch nicht durch altmodische Gewissenhaftigkeit verhindern lassen, falsch zu schwören, wo es unser Vortheil, oder unsre Ehre fordert. Deßgleichen sollen wir auch die Nothlüge von der gemeinen Lüge wohl unterscheiden, und jedem Betruge, den wir räthlich finden, ein ehrliches Ansehen geben, besonders aber die Vorurtheile und Schwachheiten unsrer Nebenmenschen, so wie unsrer Freunde, uns wohl zu Nutze machen, und bei alle dem unsern guten Namen zu erhalten wissen.

Was verstehst du unter dem Gewissen?

Eine Redensart, wenn man seinen Freunden eine billige Gefälligkeit versagen will.

Wievielerlei Gewissen hat der Mensch?

Zweierlei, eins für sich, und eins für andere.

Kannst du auch dieses alles wohl mit Sprichwörtern beweisen?

Ja, mit folgenden: Noth hat kein Ge-

bot. Kinder und Narren reden die Wahrheit. Jede Sache hat zwei Seiten. Wer gut fahren will, muß gut schmieren. Wo der Zaun am niedrigsten ist, da steigt man über. Wer da liegt, über den läuft alle Welt hin. Eine Hand wäscht die andere. Wers Kreuz hat, der segnet sich. Allzuscharf macht schartig.

3. Wie lautet das dritte Gebot?

Du sollst die Sonn- und Festtage mit Geschmack zubringen.

Was ist das, oder wie verstehest du das?

Wir sollen an Sonn- und Festtagen uns vor langer Weile hüten, sie halb zu unsern gewöhnlichen Geschäften und halb zu gesellschaftlichen Lustbarkeiten anwenden; sollen sie mit Gastereien, mit Spielen und mit schönen Kleidern ehren, zum Zeitvertreib auch wohl einmal in der Kirche zusammen kommen.

Womit beweisest du das?

Mit der fast allgemeinen Sitte aller

Menschen von Welt und Geschmack, wie auch mit den Sprüchen: Andre Zeiten andre Sitten. Das Kleid macht den Mann. Allzuviel ist ungesund.

4. Wie lautet das vierte Gebot?

Du sollst deinem Vater und deiner Mutter nicht zuviel einräumen, und die Alten neben dir verachten.

Was ist das, oder wie verstehest du das?

Wir sollen zwar über die Schwächen und Gebrechlichkeiten des Alters spotten, und uns um so viel klüger und besser dünken, je jünger und unerfahrner wir sind; gleichwohl aber sollen wir unsern alten Eltern und Großeltern, Ohmen und Tanten, wenn es der Mühe werth ist, zum neuen Jahre, so wie zu ihren Geburtstagen, gratuliren, und bei der Gelegenheit ihnen viel herzbrechendes sagen, um ihnen damit zu reellen Gegengratulationen Veranlassung zu geben, und ihrer Erbschaft nicht verlustig zu gehen. Unsre Herren und Vorgesetzten aber,

so wie Lehrer und Prediger, können wir ohne Bedenken verachten, und unsern Vormündern, nach geendigter Vormundschaft, zum Lohn für ihre Mühe den Prozeß machen, oder doch zweideutig von ihnen reden.

Womit beweisest du das?

Mit den bekannten Sprichwörtern: Jugend hat nicht Tugend. Mit Speck fängt man Mäuse. Das Ei ist klüger denn die Henne. Undank ist der Welt Lohn.

5. Sage her das fünfte Gebot.

Du sollst, so viel deine Neigungen verstatten, deiner Gesundheit schonen, und gegen deinen Nächsten die Wohlanständigkeit nicht verletzen.

Was ist das, oder wie verstehest du das?

Wir sollen uns zwar aus keinem altväterischen Pflichteifer, oder aus thörigter Menschenliebe erhitzen oder erkälten, noch viel weniger uns verleiten lassen, durch dergleichen Dinge, wie durch den Besuch eines kranken

Freundes, und durch Zuvielthun, unsrer Gesundheit zu schaden, oder gar ein Vergnügen aufzuopfern; bei unsern Vergnügungen hingegen, wie beim Tanz, beim Anzuge, im Essen und Trinken, so wie bei andern beliebten Passionen, sollen wir auf unsre Gesundheit keine Rücksicht nehmen, sondern unsern Neigungen und der herrschenden Mode ohne weiters folgen: gegen unsern Nächsten aber sollen wir uns mit Anstand benehmen, und ihn nicht anders als im ordentlichen Zweikampfe tödten; oder wenn uns das bequemer scheint, zu den gewöhnlichen Mitteln, als da sind: Prozesse, Persiflage, Verleumdungen und andre am Leben zehrende Kränkungen, unsre Zuflucht nehmen; bei alle dem aber sollen wir uns vor gemeinen Schimpfreden hüten, stets, auch bei den ärgsten Bitterkeiten, die gehörige Feinheit beibehalten, und alles in wohlgewählten Ausdrücken verrichten.

Womit beweisest du das?

Mit jenen beliebten Sprüchen: Wie du mir, so ich dir. Für was gehört was. Umsonst ist der Tod. Wiedervergelten ist auch nicht verboten. Viele Hunde sind des Hasen Tod. Wer ein Unglück hat, darf für den Spott nicht sorgen. Wer zuletzt lacht, lacht am besten.

6. Wie lautet das sechste Gebot?

Du sollst gegen Verheirathete, wie gegen Unverheirathete galant seyn. —

Was ist das, oder wie verstehest du das?

Wir sollen nicht glauben, durch eheliche Verbindungen zur Treue, oder im ledigen Stande zur Enthaltsamkeit verpfl.et zu seyn; wir sollen vielmehr in jedem Stande unsre Freiheit behaupten, und unsern Neigungen durchaus keine Gewalt anthun. Uebrigens sollen wir unsre geheimen Gänge und Wege nicht offenbar werden lassen, sondern in unsern eigenen Liebesangelegenheiten, wo es Noth thut, die unbescholtenste Verschwiegenheit beobachten; vor allen Dingen aber sollen wir uns vor

Mißbündnissen hüten, und nicht aus Liebe heirathen, sondern allein auf die Mitgabe und Erbschaft sehen, und in solchen Fällen uns durch keine kindische Delicatesse hindern lassen, unser Glück zu machen.

Womit beweisest du das?

Mit der Geschichte unsrer Zeit, mit den beliebtesten und gelesensten Büchern, so wie mit folgenden Sprüchen: Was ich nicht habe, haben andre Leute. Verbotene Frucht schmeckt süß. Ein Dienst ist des andern werth. Einmal ist keinmal. Man muß aus der Noth eine Tugend machen. Ein ander Städtchen ein ander Mädchen. Aus den Augen, aus dem Sinn.

7. Sage her das siebente Gebot.

Du sollst nicht unehrlich scheinen.

Was ist das, oder wie verstehest du das?

Wir sollen keine gutherzigen Thoren seyn; sondern unsern Nächsten, unter dem Schein des Rechts oder der Freundschaft, auf alle Art und Weise zu übervortheilen suchen, und ihm

die Augen auswischen. Wir sollen aber nichts ungerechtes unternehmen, was wir nicht auch durchsetzen können; sollen in hohen Glücksspielen des Glücks, und bei wohlberechneten Bankerotten unsers Vortheils gewiß seyn, in Kleinigkeiten aber die strengste Ehrlichkeit zeigen, und in wichtigen Angelegenheiten vorsichtig seyn. Die Obrigkeit endlich soll zwar kleine Schurken bei ihrem rechten Namen nennen und hart bestrafen, die großen und vornehmen Räuber und Diebe aber vielmehr durch Güte und Nachsicht zu bessern suchen.

Womit beweisest du das?

Mit folgenden Sprichwörtern: Unter den Wölfen muß man mit heulen. Im Trüben ist gut fischen. Die kleinen Diebe hängt man auf, die großen läßt man laufen.

Aber dieß Gebot ist so wichtig und reichhaltig; weißt du nicht noch mehr Sprüche anzuführen, die dahin gehören?

O ja! wenn sie befehlen: Die Katze läßt das Mausen nicht. Gestohlen Brod schmeckt süß. Es ist gut, den Schnitt an fremden Tuche lernen. Wer die Augen nicht aufthut, muß den Beutel aufthun. Traue keinem, du habest denn einen Scheffel Salz mit ihm gegessen. Die großen Fische fressen die kleinen. Ein Rabe hackt dem andern die Augen nicht aus. Thue ichs nicht, thuts ein anderer. Der gute Wille muß zuletzt betteln gehen. —

Laß's nur gut seyn, und sage her

8. Das achte Gebot.

Du sollst jedem zu Munde reden, und alle nöthigen Verleumdungen mit guter Manier vorbringen.

Was ist das, oder wie verstehest du das?

Wir sollen keinen anerkannt guten und achtungswerthen Menschen geradezu tadeln, oder verachten, sondern unsre gehässigen Anmerkungen mit scheinbarem Lobe und Bedauern vorbringen, um ihnen also desto sicherern Eingang

zu verschaffen. Wir sollen zwar das, was andere besser, als wir haben oder machen, aufs unbarmherzigste tadeln, bespötteln, und aufs übelste auslegen, übrigens doch bedenken, daß Schmeichelreden uns nichts kosten, wohl aber zu unsern Zwecken uns vortheilhaft sind, wenn wir sie wohl anzubringen und unsern Nächsten bei seiner schwachen Seite zu fassen wissen. Wir selbst aber sollen auf unsrer Huth seyn, wenn andre uns schmeicheln und zu Munde reden, fest überzeugt, daß sie damit uns etwas abzuzwacken gedenken und heimlich uns verlachen; darum sollen wir billig seyn, und sie mit gleicher Münze bezahlen.

Womit beweisest du das?

Mit den Sprüchen: Was ich denk' und thu', trau ich andern zu. Ein Wort ist kein Pfeil. Einem jeden Lappen gefallen seine Kappen. Wer gern tanzt, dem ist leicht gepfiffen.

9. Wie lautet das neunte Gebot?

Du sollst deine wahren Gedanken und Absichten nicht verrathen.

Was ist das, oder wie verstehest du das?

Wir sollen jedem sagen, nicht sowohl, was wir denken, sondern vielmehr, was er gern hört; sollen ungezwungen falsch seyn, und wenn wir das Geld, den Einfluß, oder die Unterstützung eines Menschen von Nöthen haben, unsre wahren Absichten also vorstellen, als ob wir ihn um seiner selbst willen aufsuchten, liebten und ehrten.

Kannst du auch dieses mit Gemeinsprüchen beweisen?

O ja! Gedanken sind Zollfrei. Ums denken kann man einen nicht henken. Wer die Wahrheit geigt, den schlägt man die Leier um den Kopf. Je ärger Schelm je besser Glück.

10. Wie lautet das zehnte Gebot?

Du sollst nicht begehren, wozu du keine Lust hast.

Was ist das, oder wie verstehest du das?

Wir sollen unserm Nächsten alles lassen, was wir nicht gebrauchen können, und nur das von dem Seinigen an uns zu bringen suchen, was uns ansteht. Sein Gesinde oder Vieh sollen wir ihm nicht abspannen oder abdringen, sondern abmiethen, abspielen oder abhandeln, wenn er in Geldnoth ist; sein Gemahl und seine Kinder, wie unsre eignen lieben, aber sie ihm lassen, und sie anhalten, daß sie bei ihm bleiben.

Womit beweisest du das?

Mit den Sprüchen: Art läßt nicht von Art. Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß. Wenn die Maus satt ist, schmeckt das Mehl bitter.

III.

Einige Merkmale der höhern Cultur unsrer Zeit.

Es ist für die Liebhaber und Beförderer einer von allen sklavischen Fesseln entbundenen Lebensweise ein höchst verdrießlicher Umstand, daß sich überall, und gerade unter den angesehensten und achtungswürdigsten Männern, noch immer so viele finden, die ihren geflügelten Grundsätzen keinen Geschmack abgewinnen können, sich daher ihren liberalen Bemühungen aufs hartnäckigste widersetzen, und dagegen die Lobredner der alten Zeiten und Sitten machen. In einigen Stücken mögen die guten Alten wohl recht haben. In ihren Gesellschaften, zum Beispiel, ging es viel lustiger her, als in unsern

unſern feinen Aſſembleen und tanzenden Theen. Man leerte vormals eben ſo viele Becher aus, als heut zu Tage Gläſerchen, und war in den beliebten Scherzreden bei weitem nicht ſo eckel, als jetzt. Man war noch nicht ſo unmenſchlich tolerant gegen Andersdenkende, und ſchonte das Holz nicht, wenn es darauf ankam, eine Hexe zu verbrennen. Mit ſeinen Unterthanen und Dienſtleuten durfte man auch nicht halb ſo viele Umſtände machen, als in unſern aufgeklärten Zeiten. So war auch den Regenten das Regieren und den Richtern das Urtheilſprechen unendlich viel leichter, als jetzt, da die Tortur faſt allgemein abgeſchafft iſt; da alles, was man ſonſt im Stillen abthun konnte, durch die heilloſe Preßfreiheit in der ganzen Welt ausposaunt wird, und faſt jedermann von Natur- und Menſchenrechten ſchwatzt. In allen dieſen und manchen andern Dingen war es vormals unſtreitig beſſer; aber auch unſre Zeiten haben ihre ganz unverkennbaren, über die

Maße großen Vorzüge. Wir wollen hier nur einige der auffallendsten Thatsachen anführen, die man eben so wenig wird leugnen, als herabwürdigen können.

Eine der schönsten Früchte höherer Cultur, ist unstreitig die frühzeitige Reife und Weisheit unsrer Jugend, und die dadurch bewirkte glückliche Losmachung von dem verjährten, höchstlästigen Vorurtheile: daß man das Alter ehren müsse. Ein Vorurtheil, welches allen Völkern der Vorwelt, und selbst den sonst gebildeten, so hochgepriesenen Griechen und Römern anhing, auch noch nicht ganz verschwunden ist, aber glücklicher Weise sich jetzt recht augenscheinlich verliert. Auch kann man es den Altvätern kaum verdenken, daß sie diesem Vorurtheile ergeben waren, da die Natur selbst, und ein angebornes Gefühl, dasselbe zu begünstigen und den Ausspruch zu heiligen scheint: Vor einem grauen Haupte sollst du aufste-

hen, und das Alter ehren. Außerdem ist es ja allgemein bekannt, wie tiefgegründete, durch unermüdeten Fleiß erworbene Kenntnisse und vieljährige Erfahrungen vor Zeiten dazu gehörten, um gelehrt und weise zu seyn. Jetzt ist das alles anders. Mit gründlicher Erlernung schwerer Wissenschaften darf sich kein gescheiter Mensch den Lebensgenuß verkümmern, und die Erfahrungsweisheit hat sich selbst schon überlebt, oder ist doch auf die Chemie, und andere, einem jungen Philosophen eben so entbehrliche Wissenschaften, beschränkt worden. Auch lernt man das, was man sonst nur mit anhaltendem Fleiße und mit mühsamer Anstrengung lernte, jetzt ohne alle Mühe spielend. Etwas Naturgeschichte, wodurch der Verstand außerordentlich geschärft wird — und einige dem Gedächtnisse wohl eingeprägte Floskeln, ersetzen alle wissenschaftlichen Mängel. Unsre jungen Leute sind daher weit klüger, als die Alten, und das hohe Gefühl ihres eigenen

Ichs verbietet ihnen, dem Alter die bis dahin zugestandene Achtung zu beweisen.

Auch unsere jungen Frauenzimmer haben große Fortschritte gemacht. Wie lange ist es her, als sie noch glaubten, Bescheidenheit sey nicht nur eine der liebenswürdigsten Eigenschaften, sondern auch eben so nothwendig für sie, als Sittsamkeit? Ein junges Mädchen rechnete es sich zur Ehre, wenn eine Freundinn ihrer Mutter, oder sonst eine älterliche Dame, in Gesellschaft sie ihrer Unterhaltung würdigte, ließ sich gern von ihr rathen und belehren, glaubte, ihr mit Ehrerbietung begegnen und ohne Bedenken den Vorzug einräumen zu müssen. Jetzt hingegen ist das gerade umgekehrt! Die Jugend führt das Wort, und die Alten müssen schweigen; sie können froh seyn, wenn unsre jungen Schönen sie überall noch bemerken, und einer flüchtigen Anrede würdigen. Auch ist das ganz natürlich, und recht; denn Witz, Geschmack und Laune sind ein aus-

schließender Vorzug unsrer jungen Schönen; und was sind alle Verdienste, einer durch häusliche und mütterliche Sorgen mitgenommenen Matrone, gegen die liebenswürdigen Kindereien unsrer jungen Damen, deren Reize noch durch keine nützlichen Geschäfte, durch keine häuslichen Sorgen und Kümmernisse gelitten, die durch einen holdseligen Blick so unendlich glücklich machen können, und so glänzende Hoffnungen haben! — Mit wie wohlgegründetem Rechte die jungen Frauenzimmer sich über die Alten erheben, gestehen diese selbst dadurch ein, daß sie sich ihres Alters schämen, und so gern jünger machen, als sie sind. Es giebt wohl kein rührenderes Schauspiel, als eine alte Dame, die mit ihren verwelkten Reizen noch Ansprüche macht.

Auch die verfeinerten Arbeiten unsrer jungen Damenwelt verdienen hier aufs rühmlichste erwähnt zu werden. Nähen, spinnen, stricken, kochen, brauen und

wirthschaften, war vor Zeiten fast der ganze Inbegriff aller weiblichen Geschicklichkeiten, und ungeheuer große, vollgepfropfte Koffer mit eigengesponnener Leinwand fast alles, was die jungen Mädchen zu ihrer Empfehlung aufzuweisen hatten, und nebenbei einige Stickereien, die schön genug seyn mochten, wenn nur nicht der lächerliche Zweck der Dauerhaftigkeit so sichtbar daran wäre. Natürlich, daß die vorwaltenden, aufs Nützliche gerichteten Hauptbeschäftigungen, dem Tein und den Händen eben nicht vortheilhaft seyn konnten, und eine bäurische Gesundheit vollendete das Ganze. Welch ein himmelweiter Abstand von der Grazie unserer jungen Schönen! Von der Sonne und vom Küchenfeuer unversehrt, und über jene eben genannten geschmacklosen Beschäftigungen weit erhaben, zeigen sie uns eine bewunderungswürdige Belesenheit in allen Romanen und Schauspielen, eine vollkommne Kenntniß der neusten Moden, und eine reizende Fertigkeit

im Kartenspiel. Unter ihren wohlgeschonten Händen, sieht man, nicht ohne die innigste Hochachtung, bald einen ephemerischen Kopfputz, bald ein Souvenir, ein Ridicule, allenfalls auch einen äußerst feinen baumwollenen Strumpf, um ihn im Nothfall bei schlechtem Wetter, statt der seidenen zu gebrauchen, eine Sternflickerei und eine Menge anderer höchstniedlicher Kleinigkeiten entstehen, denen man es sogleich ansieht, daß sie von allem Vorwurf der Nützlichkeit und Dauer frei, am besten geschickt sind, schöne Hände zu beschäftigen, und die überflüssige Zeit auszufüllen. Im Tanze endlich sind unsre jungen Damen vollends unwiderstehlich, und wenn sie ihren künftigen Gatten auch keine vollen Koffer, und keine wirthschaftlichen Geschicklichkeiten zubringen; so wissen sie ihm doch — was unendlich viel kostbarer ist — alles zur geschmackvollen, eleganten Einrichtung des Hauses, und zum guten Ton erforderliche, aufs unfehlbarste anzugeben, und

aus seiner Kasse einzurichten. — Zwar finden sich überall noch Ausnamen, und ich selbst kenne einige junge Frauenzimmer, die sich sehr auffallend von der größern Menge auszeichnen; allein es ist vom Geist der Zeit zu hoffen, daß solche Ausnamen in der Folge sich immer seltner finden werden.

Ein mit dem obgedachten genau verbundenes, nicht minder rühmliches Merkmal der höhern Cultur unsrer Zeit, ist die Verminderung der Ehen. War es vordem doch, als ob man überall nicht lieben könnte, ohne sofort an eine eheliche Verbindung zu denken! Und was hätte einen jungen Mann auch wohl abhalten können, seine wirthschaftliche Schöne heimzuführen, da er sicher darauf rechnen durfte, daß sie auch beim Erwerben seine Gehülfinn seyn würde. Außerdem waren die jungen Männer selbst, der Zeit noch unpolirt genug, um sich den Besitz ihrer Geliebten, und den Genuß der häuslichen Freuden, mit Aufopfe-

rung ihrer edlen Freiheit, und einer etwas glänzenderen Lebensweise, zu erkaufen. Aber jetzt hat die höhere Cultur gesiegt; unsre jungen Herren haben viel zu viel Geschmack, als daß sie in einem Hause ohne brillante Meubeln, und Gesellschaften, bei einer einfachen Lebensweise glücklich seyn, oder ihre nobleren Passionen einem auch noch so vortrefflichen Mädchen aufopfern könnten. — Welch eine erfreuliche Aussicht für die Zukunft, wenn dieser verfeinerte Geschmack wird allgemein geworden seyn! Und hierzu giebt uns das sichtbare Höherrücken aller Stände, indem die Bedienten schon zu Herren, und die Mädchen zu Mademoiselles geworden sind, und mit ihnen alle Stände von freien Stücken, zum Theil um mehr als eine Stufe, sich erhöhet haben, die gegründetste Hoffnung.

Wiederum ein anderes, eben so erfreuliches als glänzendes Merkmal der höhern Cultur unsrer Zeit, ist die Vermehrung und die

Ehrlichkeit der Bankerotte. Es ist fast unglaublich, wie viele grobe Vorurtheile noch vor kurzem gegen diesen Handelszweig obwalteten! Wer nicht aufs deutlichste darthun konnte, daß er ohne alle eigne Schuld, durch ganz unvermeidliche, nicht zu berechnende Unglücksfälle bankerott geworden, der ward überall für unehrlich gehalten, als ein schändlicher Betrieger verabscheuet und bestraft. Dem liberalen Geiste unsrer Zeit war es vorbehalten, diesen trefflichen Geschäftszweig von dem so drückenden Vorurtheile zu befreien. Der Bankerott ist jetzt ein allgemein für ehrlich anerkannter Commissionshandel, wobei man sich, wenn er nur gehörig eingeleitet wird, den sichersten und größten Gewinn in der kürzesten Zeit versprechen darf. Oder man bringt sich durch übertriebenen Aufwand in Noth, macht dann aus der Noth eine Tugend, das heißt, man unternimmt und wagt dann mehr als räthlich ist, wagt auf fremde Gefahr, und benutzt das

Glück allein für sich, oder corrigirt das Glück zum Vortheil seiner Freunde, die dafür denn wiederum sehr erkenntlich und freigebig sind. Auf solche Weise ist der durch so viel Tugenden, durch Muth, durch hingebende Freundschaft in der Noth, und durch thätige Dankbarkeit geschmückte Bankerott, ganz untadelich und honnett geworden. — Wie völlig auch das alte lächerliche Vorurtheil: daß Bankerott machen, so wie alles Nichtbezahlen geliehener Gelder und schuldiger Rechnungen, schändlich sey, jetzt verschwunden ist, leuchtet allein schon daraus hervor, daß Menschen, die auf die genannte honnette Weise ihr Glück gemacht, und andere ehrliche Leute um ihr mühsam erworbenes Vermögen gebracht, ja wohl ganze Familien dadurch ins Elend gestürzt haben, gleichwohl, wenn sie sich selbst nur im Wohlstande zu erhalten wußten, zu den ersten und gewähltesten Gesellschaften der Zutritt gestattet wird.

Ich übergehe eine Menge anderer sehr

rühmlicher Vorzüge unsrer Zeit, um nur noch mit einigen Zügen die schönste Frucht der höhern Cultur, die schon gemein gewordene Gleichgültigkeit gegen alle Religions- und Glaubenslehren anzudeuten.

Kein gescheiter Mensch läßt sich jetzt noch durch diese Hirngespinnste schrecken. Der Glaube an ein göttliches Wesen konnte sich schon deshalb nicht länger halten, weil er auch dem gemeinen Verstande einleuchtend, und so alt ist, als die Welt. Dazu hat die trostvolle Ueberzeugung, daß mit dem Körper zugleich auch die Seele des Menschen stirbt und vermodert, den starken Geistern unsrer Zeit, so wie den Liebhabern einer schönen Bestialität, vollends alle lästigen Fesseln abgenommen. Die Menschheit ist bei diesen Originalköpfen zur Thierheit, die Unzucht zur Heiligkeit veredelt worden. *) Freilich sind nur wenig Auserwählte bis zu

*) S. Lucinde, Ardinghello u. dergl.

dieser höchsten Stufe der Cultur emporgestiegen, und bei vielen, die sich von den Aussprüchen des gesunden Verstandes und des gemeinen Sittengesetzes nicht so glücklich haben losmachen können, wirken die alten religiösen Eindrücke noch im Stillen fort, öffentlich aber schämt sich doch ein jeder Mensch von gutem Ton, sich für die Religion zu erklären.

Die sittlichen Schwärmereien haben zwar in neuen Zeiten wieder einen starken Fürsprecher erhalten; allein aufs Leben selbst haben sie doch glücklicher Weise noch keinen nachtheiligen Einfluß gezeigt, und es steht zu hoffen, daß sie wegen ihrer großen, mit dem Vergnügen so wenig als mit dem feinen Ton vereinbaren Strenge, natürlich innerhalb der Theorie und Dialektik verbleiben, wenigstens nie zur allgemein angenommenen Mode sich erheben werden. Es hat gewiß keine Gefahr.

Ohne Bedenken werden noch immerfort in den Gerichten, um der geringsten Kleinig-

keiten willen, die gräßlichsten Meineide geschworen; die Priesterinnen der Venus vulgivaga, die selbst unter den gebildeten Griechen sich nicht in die Gesellschaft ehrbarer Bürgerinnen wagen durften, werden schon überall, auf die menschenfreundlichste Weise, mit der liebenswürdigsten Humanität behandelt; es sind ihnen nicht mehr alle anständigen Gesellschaften verschlossen, und kein Mann von Stande darf sich seiner Verbindung mit ihnen schämen.

Ueberhaupt ist die Tugend der Duldung, die zu den Zeiten unsrer Väter so selten, und bei einer lebhaften Anhänglichkeit an aufrichtig geglaubte und hochverehrte Lehrsätze, allerdings auch sehr schwer seyn mußte, jetzt zur herrschenden Tugend geworden. Die geschmack- und geistvolle Humanität unsrer Zeit duldet alles, auch die fadesten und abgedroschensten Witzeleien über die Religion und ihre Diener, nur die wahre Frömmigkeit muß sich verbergen.

IV.

Die Tugend belohnt sich selbst.

Eine Rede.

Sokrates und seine Schüler lehrten, daß das Gute und Schöne auch allemal nützlich und beglückend sey, und daß die Tugend, wenn sie den Sterblichen in sichtbarer Gestalt erscheine, durch ihre natürliche Schönheit aller Augen an sich ziehen, und aller Herzen mit Liebe zu sich bezaubern würde. Unsre heutigen Weisheitslehrer hingegen, nehmen der Tugend alle ihre angebornen Reize, oder vergessen doch gänzlich, wie liebenswürdig sie ist, und lassen ihr bloß eine Würde, die, aller Schönheit beraubt, bloß Achtung, aber keine Liebe erzeugen kann,

und eben deshalb mehr abschreckend als anziehend ist! Ja, wäre es gegründet, was diese finstern Sittenprediger behaupten: daß der Pfad der Tugend hier auf Erden allemal rauh und dornig ist, und daß wir die segensvollen Früchte derselben erst jenseits des Grabes einärndten werden; hätten wir hier in diesem Erdenleben überall keinen Genuß von unsrer Tugend zu hoffen; wären ihre Belohnungen auch nur ungewiß, und von andern zufälligen Dingen abhängig: woher sollten wir dann noch Lust und Kraft zur Tugend, und zur unablässigen Befolgung ihrer heiligen Gebote nehmen? Die Tugend wäre dann nicht für schwache Erdenkinder, wie wir sind, sondern nur für höhere Geister, und für selige Himmelsbürger geeignet, ein Gebot, das wir nur fürchten, oder höchstens bewundern, aber nicht lieben, und mit Freuden befolgen könnten.

Aber nicht also! der Allweise, der Allgütige und heilige Urheber der Natur, und der

Men-

Menschen, Er, der neben dem heiligen Gesetze der Vernunft, auch den Trieb nach Wohlseyn und Glückseligkeit in unsre Seele pflanzte, hat selbst die Tugend mit der Glückseligkeit in ein schönes und unauflösliches Bündniß vereiniget: Er wollte, daß wir hier schon Tugend üben sollten, darum ordnete er es anch so, daß sie auch hier schon ihre Verehrer beglücken mußte; er wollte, daß wir zu allen Zeiten, in allen Lagen und Verhältnissen unsers Lebens, die Tugend lieben, und über alles ehren sollten, darum beschloß er im heiligen Rathe, daß sie sich selbst genug, keiner fremden ungewissen Gunst und Anempfehlung bedürfen, sondern ihren Werth in sich selbst haben, und ihre eigenen Belohnungen mit sich führen sollte, Belohnungen, die für den rohen und ungebildeten, wie für den gebildeten und vollkommnern, höchst wünschenswerth und einladend sind, und alles, was uns außer ihnen angenehmes dargeboten werden kann, unendlich übertreffen.

Um dieses überzeugend darzuthun, bedarf es weiter nichts, als einer deutlichen Erläuterung, wie und womit die Tugend ihre Verehrer belohnet.

Sie belohnet uns nicht mit eigentlichem Glück, und sichert uns nicht gegen alle Uebel und Unglücksfälle; auch haben wir überall kein Recht, Glück zum Lohn für unsre Tugend zu fordern. Glückseligkeit freilich ist die schöne Tochter der Tugend, so wie Elend und Unglückseligkeit die Geburten des Lasters sind; allein was wir im eigentlichen Sinne des Wortes unter Glück verstehen, was wir auch, des Zufälligen wegen, bestimmter Glücksfälle nennen, das gehöret, nach dem deutlichen Ausspruche der Vernunft und der Erfahrung, zu einer ganz andern Ordnung der Dinge, und steht in überall keiner wesentlichen Verbindung mit der Tugend, würde sie oft mehr hindern, als befördern, ja nicht selten gänzlich zerstören, und kann mithin auch nicht ihre rechte Belohnung seyn.

Gleichwohl hat die Tugend auch in solchen Glücks- und Unglücksfällen eine sehr wohlthätige Kraft und Wirksamkeit: sie mildert das Unglück, und hilft es uns ertragen, so wie sie im Gegentheil das Glück erhöhet, verschönert, und uns für den reinen vollen Genuß desselben erst recht empfänglich macht.

Zunächst aber, und auf eine recht anschauliche Weise, belohnt uns die Tugend durch ihre natürlichen angenehmen Folgen, die aus ihr wie aus einer lebendigen Quelle entspringen, und überall, wohin sie sich ergießen, Leben, Freude und Wohlseyn verbreiten.

Wie schön und lieblich sind nicht schon ihre äußerlichen Wirkungen! Gesundheit, Ehre und Wohlstand sind ihr zur Seite, Liebe, Dankbarkeit und Vertrauen folgen ihr nach; und wenn sie uns auch nicht vor allen Uebeln und Widerwärtigkeiten bewahren kann; so schützt sie uns doch gegen alle selbstverschulde-

ten, das ist, gegen die meisten und schmerzlichsten Uebel, gegen die höchstqualvollen und schmählichen Folgen der Sünde und des Lasters. Wer noch zweifelt, der frage die Erfahrung, diese untrügliche Lehrerinn der Wahrheit, und sie wird es ihm bestätigen, daß es dem redlichen Manne nicht an Achtung und Vertrauen, dem Gefälligen nicht an Liebe, dem Wohlthätigen nicht an Dankerweisungen fehlet; daß zur Erhaltung und Wiedererlangung einer verlornen Gesundheit, nichts so heilsam und zuträglich ist, als Mäßigkeit; daß nichts so sicher zum Wohlstande führt, als Fleiß und Sparsamkeit, und, mit einem Worte, daß der Tugendhafte gegen tausend Uebel gesichert, so leicht an keinem wahren, zum frohen Lebensgenusse wirklich nöthigen Gute, Mangel leidet.

Zwar können Umstände eintreten, durch welche uns die äußerlichen angenehmen Folgen der Tugend weniger merklich, auch wohl ganz entzogen werden. Ein zufälliger böser Schein,

Neid und Verleumdung können dem Verdienste seine Ehre, dem Redlichen seinen guten Namen, so wie die Liebe und das Zutrauen seiner Mitbürger entziehen; eine angeborne oder durch zufällige Umstände erzeugte Schwäche, oder Verletzung des Körpers können Ursache werden, daß auch der Mäßige sich keiner völligen Gesundheit zu erfreuen hat; widrige Verhältnisse und Krankheiten können auch den Fleißigen in Armuth und Mangel bringen; ein einziger, nicht zu vermeidender Unglücksfall, kann uns in einem Augenblicke nicht nur alle sauer erworbenen Früchte unsers Fleißes rauben, sondern auch uns selbst und die blühendste Gesundheit, mit unwiderstehlicher Gewalt zerstören; allein im Ganzen sind solche Unfälle doch nur selten, nur Ausnahmen von der allgemeinen Regel, und mehrentheils von der Art, daß sie die belohnenden Wirkungen der Tugend nur einschränken, oder auf einige Zeit weniger augenscheinlich machen, aber nicht ganz und

auf immer aufheben und zerstören können. Denn der Mäßige, der gleichwohl nur schwach und kränklich ist, würde unfehlbar noch schwächer und kränklicher, vielleicht schon längst im Grabe seyn, wenn er unvernünftig auf seine Gesundheit hätte loßstürmen wollen; die Unglücksfälle, die den Fleißigen und Sparsamen zurück brachten, würden ihn, bei Müßiggang und Verschwendung, nicht weniger getroffen, und ihn wahrscheinlich in noch größere Noth gestürzt haben, ohne ihn die mitleidsvolle Hülfe finden zu lassen, die er, bei seinem anerkannten, mit Sparsamkeit verbundenen Fleiße, sicher erwarten darf. Gesetzt, daß auch die Unschuld und der gute Name des Redlichen verleumdet, und dem Verdienst auf eine Zeitlang sein äußerlicher Lohn entzogen werden kann, so bleibt es doch nichts desto weniger gewiß, und durch die Erfahrung bestätigt, daß im Ganzen die allgemeine, öffentliche Meinung über den Charakter eines Menschen, so leicht

nicht fehltrifft, oder ganz irre geleitet wird; daß früher oder später doch die Wahrheit offenbar, die Unschuld gerechtfertigt, und das unterdrückte oder verborgene Verdienst an das Licht gezogen, und nach Gebühr belohnt wird; und so in allen Fällen. Die natürlichen, angenehmen Folgen der Tugend, können zwar in etwas und auf eine Zeitlang, aber nicht leicht ganz und auf immer gehindert und zurückgehalten werden, weil diese Hindernisse nur zufällig, und mithin ihrer Natur nach vorübergehend, dahingegen die natürlichen guten Folgen der Tugend in ihrem Wesen selbst gegründet sind, und mithin auch so lange in ihrer Kraft und Wirksamkeit vorhanden seyn, und fortdauern müssen, als ihre Ursache besteht.

Gesetzt aber auch, daß uns die äußerlichen Belohnungen der Tugend, durch ein unglückliches Zusammentreffen widriger Umstände, gänzlich entzogen würden; so bleiben uns doch die innerlichen, das ist, gerade die schönsten Beloh-

nungen derselben, die uns durch keine äußerliche Gewalt entwendet, oder auch nur verkümmert werden können, eben darum, weil sie innerlich, im Bewußtseyn der Tugend selbst gegründet sind.

Ja! der Tugendhafte kann wohl unglücklich, aber nicht unglückselig seyn; es kann ihm an den äußerlichen Ehrenzeichen, aber nicht an innerer Würde fehlen; er kann von der Welt und von seinen Mitbürgern verkannt, verachtet und verdammt werden, aber vor Gott und seinem Gewissen ist er gerechtfertigt, und werth geachtet; er kann dem Leibe nach krank und schwach seyn, aber seine Seele ist gesund und wohlbehalten; er kann, seiner äußern Lage nach, in Unruhe, in Gefahr und Besorgnissen schweben, aber in seinem Innersten wohnen Ruhe, Friede und Sicherheit! Mag von außen her auch noch soviel Unglück auf ihn einbrechen: ihm bleibt doch stets die Glückseligkeit eines guten Gewissens, das herzerhebende Be-

wußtseyn seines eigenen Werthes, so wie des göttlichen Wohlgefallens, Muth und Zufriedenheit mit sich selbst, bei der Betrachtung des Vergangenen und Gegenwärtigen, und die seligste Hoffnung bei dem Gedanken an die Zukunft, an Gott und an die Ewigkeit.

So schön und lieblich sind die Früchte der Tugend schon hier auf Erden, und welche Seligkeit ihren Verehrern einst in einer bessern Welt noch aufbewahret wird, das läßt uns die Hoffnung der Unsterblichkeit ahnen, diese unsre schönste Hoffnung, die durch Tugendübung so fest und so lebendig in uns wird. — Sind die genannten Vorzüge aber wirklich Früchte der Tugend, und ihr ausschließend eigen: wer mag es dennoch leugnen, daß sie ihre Verehrer auch schon hier auf Erden belohnt?

Dieß wird uns noch einleuchtender werden, wenn wir ihre Wirkungen genauer beobachten, und dann sehen, wie, oder auf welche Weise sie sich selbst belohnt.

Hier müssen wir zuerst bemerken, daß jede einzelne Tugend auch ihren eigenen Lohn mit sich führt; daß dieser aber auch nicht ausgebreiteter und reichhaltiger seyn kann, als sie selbst ist: daß wir mithin für unsre mangelhafte Tugend keine vollkommne Glückseligkeit, und von Einer Tugend eben so wenig die Belohnungen aller Tugenden, als von Einem Baume alle Fruchtarten erwarten können. Wenn die Menschen dieß nur mehr betachten, dann würden sie auch nicht so oft in ihren Erwartungen betrogen werden; aber nun vergessen sie das, fordern Belohnungen von Tugenden, die ihnen ganz fremd sind, und klagen dann das Schicksal an, da sie doch vielmehr sich selbst und ihre eigenen Mängel anklagen sollten. So ist mancher zwar nüchtern und mäßig, aber auch untüchtig und träge, er ist daher gesund, allein er leidet Mangel; denn Mäßigkeit hilft wohl zur Gesundheit, aber nicht znm Erwerb: er empfängt und leidet also, was er verdient.

Ein anderer ist arbeitsam und thätig, aber zugleich unmäßig und ausschweifend im Genusse sinnlicher Vergnügungen; er leidet keinen Mangel, aber er ist krank und schwächlich! Auch ihm wiederfährt, was ihm gebührt: Wohlstand für seine Betriebsamkeit, und Kränklichkeit für seine Ausschweifungen.

Noch ein anderer ist arbeitsam und fleißig, und leidet gleichwohl Mangel, oder kann sich doch im Alter die Ruhe und Erhohlung nicht gönnen, deren er so sehr bedarf, sondern muß, wiewohl seine Kräfte schon matt und seine Sinne schon stumpf geworden sind, noch immerfort im sauern Schweiße seines Angesichtes, und nun mit doppelter Anstrengung, den nöthigen Unterhalt für sich und die Seinigen erarbeiten. Ihr bedauert ihn mit Recht, und um so mehr, da ihr ihn, als einen rechtschaffenen edlen Mann und Bürger, als einen liebreichen Gatten und Vater, als einen treuen Freund, und wohl selbst als euren Wohlthäter

verehret; und wer wollte ihn wohl nicht bedauern, ihm nicht ein ruhigeres und sorgenfreieres Alter wünschen? Aber ihr habt unrecht, wenn ihr seinetwegen Gott und das Schicksal anklagt, oder ihn zum Beweise aufstellen wollt, daß die Tugend hier auf Erden nicht immer, nach Gebühr, belohnt werde. Ihm gebühren für seine achtungs- und liebenswürdigen Eigenschaften eure aufrichtige Hochachtung und Liebe, euer ungetheiltes Vertrauen, und eure herzliche Theilname, und daran werdet ihr es doch nicht fehlen lassen? Was für Rechte aber habt ihr, auch den Lohn einer strengen Wirthlichkeit, oder eines klugen Unternehmungsgeistes, der ihm nicht eigen war, oder die peinlich gesammelten Schätze des Geizes, und die schändlich erworbnen, mit tausend Seufzern und Thränen belasteten Reichthümer der Unredlichkeit und des Betruges für ihn zu fordern? Ja! wäre er nur weniger freigebig gewesen, hätte er, minder gütig und zärtlich

gegen euch, mehr auf sich selbst und auf die Zukunft Bedacht genommen; so würde er auch mehr erübrigt haben, sein Alter in Ruhe und ohne Sorgen verleben können; unfehlbar aber würdet ihr ihn dann für weniger edel und gütig halten, ihn nicht in so hohem Grade verehren und lieben, als jetzt, und wahrlich! um den Preiß würde er, bei seiner Denkungsart, die größere Ruhe auch in seinem Alter nicht erkaufen wollen. Also auch hier habt ihr kein Recht, euch zu beschweren, daß die Tugend nicht nach Verdienst belohnt würde.

Ja! im Reiche der Sitten kann eben so wenig, als im Reiche der Natur, eine Wirkung ohne Ursache statt finden, und eingeschränkte Ursachen können auch nur eingeschränkte Wirkungen, einzelne Tugenden nur einzelne Belohnungen erzeugen.

Auf solche Weise allein war es auch möglich, daß die Tugend nicht durch sich selbst zer-

stört würde; denn könnten wir durch die Uebung Einer Tugend die Belohnungen aller Tugenden erlangen: wer würde sich dann wohl noch um mehr, als Eine Tugend bewerben? Wir sollen aber allem was gut und schön ist nachstreben, und uns alle Tugenden zu eigen machen; darum durften ihre Belohnungen auch nicht ausgebreiteter und reichhaltiger seyn, als sie selbst ist.

Sie können eben deshalb auch in sich selbst nicht größer und vollkommner seyn, als ihre Quelle ist, sondern stehen allemal in dem richtigsten Verhältnisse zu ihr. Wer keine bedeutenden Hindernisse zu bekämpfen hatte, um eine Tugendpflicht zu erfüllen; oder wer sie nur mangelhaft und unvollkommen erfüllte, der kann dafür auch keine vollkommnen Belohnungen erwarten; und wer das Gute vollends nur aus Eigennutz und Ehrsucht that, der hat auch mit dem dadurch erhaltenen Vortheile, und mit der äußerlichen Ehre seinen Lohn dahin! Wer hin-

gegen aus reiner Tugendliebe, aus wahrer Achtung für Pflicht und Recht, den Kampf der Tugend kämpfte, der wird sich auch um so herrlicher belohnt fühlen, je lauterer seine Absichten, und je größer die Opfer waren, die er der Tugend brachte. Ja! je reiner und vollkommner unsre Tugend ist, desto schöner und vollkommner sind auch ihre Früchte! Wer sie recht aufrichtig, und ohne alle eigennützige Nebenabsichten liebt und übt, der wird eben darum auch nie über das Ausbleiben ihrer Belohnungen klagen, noch viel weniger das Gute bereuen, das er in ihrem Dienste that; denn ihr schönster Lohn, das herzerhebende Bewußtseyn gut und edel gehandelt zu haben, und die damit verbundene Selbstzufriedenheit, so wie die durch Uebung errungene größere Kraft und Fertigkeit im Guten, können ihm doch nie entstehen.

Die Belohnungen der Tugend erfolgen endlich nicht immer sogleich, wie wir sie in

unsre Herzen aufnehmen, und anpflanzen, sondern mehrentheils erst in der Folge der Zeit, früher oder später, je nachdem die Tugend selbst schneller oder langsamer in uns zur Reife und Vollkommenheit gelangt. Auch darf uns dieses nicht befremden; denn die Zeit der Aussaat ist nicht die Zeit der Erndte: das Samenkorn, welches wir in die Erde streuen, muß erst eine Zeitlang in derselben liegen, um Keime zu gewinnen, muß Sonnenschein und Regen, oft erst Frost und Stürme haben, wenn es aufwachsen, Halme und fruchtbare Aehren setzen soll. Der Baum, der heute erst gepflanzt worden, trägt nicht auch heute schon Früchte, sondern muß erst Wurzeln schlagen, Zweige und Blätter, oder Knospen gewinnen, ehe er Blüthen und Früchte tragen kann; und je kostbarer und edler eine Pflanze ist, desto sorgfältigere Wartung und Pflege erfordert sie, desto seltner und später gelangt sie zur Blüthe und völligen Reife. Die Früchte der Tugend

aber

aber sind die kostbarsten, die edelsten und schönsten unter allen; allein sie ist auch die zarteste Pflanze, und bedarf eben darum der unverdrossensten, sorgfältigsten Wartung und Pflege, wenn sie in uns gedeihen, zur völligen Reife gelangen, und uns mit ihren lieblichsten Früchten belohnen soll. Gleichwie ferner die Erdfrüchte, nach Beschaffenheit des Samenkorns, des Bodens und der Witterung, nicht immer gleich schnell und glücklich aufwachsen und zeitigen, also auch die Tugendfrüchte. Wer z. B. durch vormalige Unredlichkeit den Glauben und das Vertrauen seiner Mitbürger verwirkt hat, dem wird es äußerst schwer werden, das einmal verlorne Zutrauen wieder zu gewinnen, und es steht dahin, ob es ihm jemals ganz gelingen werde. Auf gleiche Weise können auch in unsrer besondern Lage, in unserm Temperament, in unsern Geschäften und Verhältnissen Ursachen vorhanden seyn, wodurch uns die äußerlichen Belohnungen mancher Tu-

gendübung ungewöhnlich lange vorenthalten, oder doch verkümmert werden.

Ja, selbst ihre innerlichen Belohnungen, das frohe herzerhebende Bewußtseyn derselben, und die dadurch erzeugte Selbstzufriedenheit und Seelenruhe, folgen der Tugend nicht immer sogleich und auf dem Fuße nach; es bedarf oft langer anhaltender Uebung; wir müssen oft erst manchen schweren Kampf mit alten, tiefeingewurzelten, übeln Gewohnheiten, mit unsern Lieblingsneigungen und herrschenden Leidenschaften bestanden haben, ehe wir diesen, den schönsten Lohn der Tugend schmecken, und zum reinen ungestörten Genuß derselben gelangen. Ja, wer noch ein Anfänger in der Tugend ist, der darf nicht die Belohnungen der Geübteren, nicht die Krone der Vollkommenheit erwarten! Die ersten Schritte auf dem Pfade der Tugend sind oft schwer und mißlich, aber je weiter wir darauf fortrücken, desto leichter und geebneter wird er, desto schöner die

Aussicht und immer lieblicher und reizender, je eine größere Höhe wir erreichen.

Darum wollen wir uns durch die ersten Schwierigkeiten nicht abschrecken, oder gar um unsern Glauben an die Tugend bringen lassen; und wenn der Anfang auch schwer ist, oder wenig zu versprechen scheint, so wollen wir nicht vergessen, daß jeder Anfang schwer ist, und daß es hier ganz bei uns steht, durch Beharrlichkeit und Treue, das ruhm- und segensvolle Ziel zu erreichen.

Die Tugend ist, wie einer unsrer zu früh verewigten Weisen sehr richtig bemerkt, eine Pflanze, die, wenn sie emporwächst, auch schon hier, nicht nur das Unkraut, von dem sie umgeben ist, dämpft und überwächst, sondern auch den Boden selbst verbessert. Unser Temperament, unsre sinnlichen Neigungen und Triebe, unser Körper selbst, können sich bis auf einen gewissen Grad durch

die fortgesetzte Arbeit unsers Geistes umändern. *) Unsre ausschweifenden Leidenschaften gewöhnen sich, durch anhaltende Uebung, immer mehr und mehr zur ruhigen Unterwerfung unter die Vorschriften der Vernunft; die Versuchungen zur Sünde werden im gleichen Grade schwächer, als unsre Tugend an Kraft gewinnt; ihr Kampf wird deshalb immer leichter, und unsre Vernunft gelangt, auf solche Weise, indem sie durch unverdrossene Uebung und Wachsamkeit immer einen Sieg nach dem andern davonträgt, und mit jedem neuen Siege ihre Feinde mehr schwächt und zurücktreibt, endlich zur ruhigen Oberherrschaft über die Sinne, und wir selbst gelangen also zu einem immer vollkommneren Genusse unsrer innern Vortrefflichkeit, zu einem Tugendgenusse, der uns auch hienieden schon einen Vorschmack des Himmels und der Seligkeit gewährt.

*) Garve in den Anmerk. zum Cicero II. S. 47.

So überschwenglich und sicher belohnt uns die Tugend auch schon hier auf Erden, und alle Einwendungen und Gegengründe sind bloß scheinbar und nichtig, rühren entweder daher, weil wir uns selbst und andre ohne Grund für tugendhaft oder für unglückselig halten, oder auch, weil wir unrechte, zu große, zu frühe und ungebührliche Belohnungen fordern, ja wohl gar zufällige Widerwärtigkeiten der Tugend zur Last legen, uneingedenk, daß solche zufällige Schickungen ihrem innern Werthe nichts entziehen, und gegen die Wahrheit ihrer eigenthümlichen Wirkungen nichts beweisen können.

Oder wolltet ihr deshalb leugnen, daß die Sonne leuchtet und wärmt, weil sich öfters böse Dünste zwischen ihr und uns zusammenziehen, die ihre wohlthätigen Strahlen von uns abhalten, oder weil wir, unsrer blöden Augen wegen, uns geflissentlich vor ihrem glänzenden Lichte verbergen? Was würdet ihr sagen, wenn ein Mensch deshalb die stärkende Kraft der rei-

nen Frühlingsluft bezweifeln wollte, weil er sie in seinem dichtverschlossenen Zimmer nicht fühlen kann, oder keine Geduld hat, den Frühling abzuwarten? Nein! die Sonne behält ihr Licht und ihre Wärme, die reine Frühlingsluft behält ihre stärkende und belebende Kraft, wiewohl wir, durch eigne oder fremde Schuld, nichts davon gewahr werden mögen. Also bleibt auch der Tugend ihre innerliche wohlthätige Kraft und Wirksamkeit, und früher oder später werden auch wir dieselbe, wofern wir ihr nur treu bleiben, an uns empfinden, und um so herrlicher belohnt werden, je länger wir darauf harren mußten.

Darum, wer gute Tage und ein glückseliges Leben begehrt, wer weislich wandeln und gewiß seyn will, daß er in seinen Hoffnungen nicht betrogen werde, der erwähle sich den Weg der Tugend! Er ist nicht nur der schönste und ehrenvollste, sondern auch der leichteste und sicherste, ja der einzige, der zu einem wahrhaft fro-

hen und glückseligen Leben führt; ihre Freuden sind auch nicht, wie die des Lasters, mit Galle vermischt, und werden nicht, wie jene, in Traurigkeit verkehrt, sondern sind rein und lauter; sie bleiben uns auch im Unglück, wie im Alter, wenn alle andern Freuden uns verlassen und von uns weichen; auch in der Todesstunde verlassen sie uns nicht, sondern geleiten uns hinüber in ein besseres Leben, wo wir, von den Fesseln dieses Leibes entbunden, mit schnelleren Schritten und mit verjüngten Kräften einer höhern Vollkommenheit entgegen wandeln, und wo die Belohnungen der Tugend in Seligkeit übergehen werden.

Fürchtet endlich auch nicht, daß der Frömmigkeit dadurch Abbruch geschehe, oder die Hoffnung des zukünftigen Lebens hierdurch minder wichtig und zuverlässig werde! Es ist wahrlich größere Frömmigkeit, auch hienieden schon die Weisheit und Gerechtigkeit der göttlichen Einrichtungen anzuerkennen, als wenn wir die of-

fenbarsten Spuren derselben in der Gegenwart verleugnen, um für die Zukunft, durch unsre eigne Weisheit, eine andere Gerechtigkeit und Ordnung zu erfinden; und die Hoffnung der Unsterblichkeit wird durch nichts so fest in uns begründet, als durch Tugendübung und durch Tugendfreuden.

V.

Frau von B. an ihren Sohn.

Deine Anfrage, mein lieber Sohn, ob ich es auch gern sehen werde, wenn Du Dir jetzt schon eine Gattinn nimmst, ist mir nicht nur als ein Beweis Deiner sich immer gleichbleibenden kindlichen Liebe und Ergebenheit, sondern auch, und noch vielmehr, um Deiner selbst willen, ungemein angenehm und erfreulich. Daß ein so braver Sohn, wie Du immer warst, seine Mutter bei einer so wichtigen Angelegenheit nicht aus der Acht lassen würde, das schien mir wohl sicher genug; ob sich Dein Herz aber auch vor der heillosen Erkältungsepidemie der heutigen Modewelt genugsam bewahrt haben würde, um das Bedürfniß der

edlern Liebe stark genug zu fühlen: dabei war mir manchmal, wiewohl nur ganz heimlich, doch etwas bange. Ich bin Dir also eine Ehrenerklärung schuldig, und will sie Dir hiemit aufs förmlichste gegeben haben. Ja, mein Sohn! es ist gewiß ein recht schätzbarer Glücksvorzug, daß Du in Deinen Jahren schon im Stande bist, eine Gattinn zu ernähren, und die schönsten Lebensfreuden im Vollgefühl aller Deiner ungeschwächten Jugendkräfte zu genießen. Eine Frau von meinem Alter, und die Mutter eines so vortrefflichen Sohnes, darf es wohl sagen: daß junge Männer, die unter ähnlichen Glücksumständen diesen schönen Genuß sich ohne Noth versagen können, meines Bedünkens, nicht viel Ehre davon haben; sie scheinen mir, wenn sie von dem ihnen so gütig gewährten, und von tausend andern so sehnlich gewünschten Vorzuge keinen Gebrauch machen, nicht nur undankbar gegen die Vorsehung zu seyn, sondern damit zugleich auch einen

häßlichen Fehler des Charakters zu verrathen. Ein junger Mann, der kein Bedürfniß zu lieben und geliebt zu werden fühlt, ist, aufs glimpflichste zu sprechen, ein erbarmenswürdiger Mensch. Gewöhnlich haben solche frostige junge Herren sich schon durch häufig genossene grobe Kost den Geschmack, so wie den Magen verdorben, und sind so sehr daran gewöhnt, sich mit dem Schlechtern zu behelfen, daß sie für das Bessere überall keinen Sinn mehr haben. Und wenn es ihnen, unglücklicher Weise, am Ende noch einfällt, ein ehrliches Mädchen zu betrügen, dann suchen und suchen sie, ohne etwas Genügendes finden zu können, weil sie nicht bloß eine Geliebte, sondern auch die Empfänglichkeit zu lieben suchen, und durch ihre eigne Schlechtheit den Glauben an die Tugend verloren haben: oder sie gehen auch bloß darauf aus, eine Geldpartie zu machen, und durch eine Vernunftheirath, wie sie es nennen, ihre zerrütteten Umstände zu verbessern. Die

arme Vernunft! zu wievielen Dingen sie doch unschuldiger Weise ihren Namen hergeben muß! und die armen Mädchen, mit dem vielen Gelde, wie nachtheilig ihr Reichthum doch oft für sie wird!

Doch, wozu Dir das alles, da Dein gutes Herz und Deine gesunden Grundsätze Dich vor allen diesen Verirrungen so glücklich bewahrt haben! Ich bedurfte aber dieser Herzenserleichterung, und ich weiß mir das nicht anders zu erklären, als durch die Freude über die Gewißheit meines Glücks, daß Du ein so braver Sohn bist, wie sich eine Mutter ihn nur wünschen kann, und das ist sehr viel; denn die Wünsche und Hoffnungen einer Mutter für ihren Sohn sind nicht die bescheidensten.

Es kömmt nun nur noch darauf an, daß Du in der Wahl Deiner Gattinn auch so glücklich bist, als Du verdienst, und darum schreibe ich jetzt an Dich, nicht um Dir ein Mädchen vorzuschlagen, die mir gefällt! Wählen mußt

Du allerdings selbst nach Deinem Gefallen, oder vielmehr nach Deinem Herzen; da ich aber mein Geschlecht billiger Weise doch wohl etwas besser kennen sollte als Du, und auch mehr Erfahrungen gesammelt habe; so kann es Dir vielleicht nützlich seyn, wenn ich Dir die Eigenschaften angebe, worauf Du, meines Bedünkens, bei der Wahl Deiner Gattinn vorzüglich Rücksicht zu nehmen hast. Auf jeden Fall können Dir diese Rathschläge als Beweise meiner mütterlichen, vorsorgenden Liebe nicht unwillkommen seyn.

Ich rathe Dir also, vor allen Dingen auf Gesundheit zu sehen. Eine kränkliche Frau kann sehr achtungs- und liebenswürdig seyn, aber ganz glücklich kann sie ihren Mann durchaus nicht machen; sie kann ihm, in der Regel wenigstens, keine gesunden Kinder geben, und ihre Kränklichkeit, wenn sie sie auch noch so geduldig erträgt, wird ihm nur um so weher thun, je mehr er sie hochzuschätzen und zu lieben Ursache findet. Wähle Dir aber auch

ja ein reiches Mädchen. Ich meine damit nicht, daß sie Dir viel Geld mitbringen soll; sondern die Gabe, Geld zu machen, und zusammenzuhalten, versteht sich, nicht durch Geiz und niedrige Knickerei, sondern durch Häuslichkeit, Ordnungsliebe und Tüchtigkeit; mit einem Worte, durch gute Wirthschaft. Wirthschaftlichkeit ist ein weit sichreres Capital, und verinteressirt sich viel besser, als Geld. Ein häusliches und tüchtiges Mädchen ist daher immer reich, und der Mann steht sich viel besser bei ihr, als bei einem Mädchen mit vielem Gelde ohne diese einträglichen Eigenschaften. Gesetzt aber auch, daß sich beides zusammen fände, wie das sehr wohl seyn kann; so habe ich dennoch einen Grund, der manchen wohl gar lächerlich scheinen möchte, warum ich es aber doch fast lieber sehen würde, wenn Du ein unbemitteltes Mädchen wähltest. Es ist ein so schönes wohlthätiges Bewußtseyn für den Mann, der sich durch seine Gattinn glücklich fühlt,

wenn er es deutlich sieht, daß auch sie durch seine Wahl sich glücklich schätzt! und das gelingt Dir wenigstens leichter, auch wohl in einem höhern Grade, bei einem Mädchen, die ihre Reichthümer in sich, als bei einer andern, die sie außer sich hat: da die letztere ohne Dich alle Annehmlichkeiten des Reichthums genießen konnte, und auch das Glück der Ehe, eben ihres Geldes wegen, sobald sie wollte, sich verschaffen zu können glaubte; die erstere hingegen Dich um so inniger lieben wird, je sicherer sie davon überzeugt seyn kann, daß Du sie bloß um ihrer selbst willen gewählt hast, und sie ihr schönstes Glück Dir allein verdanken zu müssen glauben wird. Und nebenbei steht sich Deine Mutter, die jedes Glück ihres Sohnes treulich mitgenießt, auch um so viel besser dabei. Es darf Dich also überall nicht wundern, daß ich mir die Sache so sehr zu Herzen nehme, und wider meine Gewohnheit hier so freigebig mit meinen Rathschlägen bin.

Sieh Dich auch wohl vor, mein Sohn, daß Du ja keinem andern, als einem recht schönen Mädchen Dein Herz schenkst. Ich bin wohl schon nach gerade eine alte Frau, und kann doch die häßlichen Gesichter nicht leiden, um so weniger, je älter ich werde. Das wundert Dich vielleicht von Deiner Mutter, und Du denkst gewiß, daß auch ohne meine Warnung, Deine eignen Augen Dich schon vor den Häßlichen bewahren werden, um so zuverlässiger, je lebhafter und jugendlicher sie sind; aber siehe, gerade davor ist mir bange, und genau erwogen, mag es doch so gar unnöthig nicht seyn, wenn ich, die ich mich schon so viel länger im richtigsehen geübt habe, Dir auch hierüber meine Erfahrungen mittheile.

Fürs erste habe ich bemerkt, daß einige Gesichter, die in der Ferne, und auch wohl nahe bei, so lange sie still und ohne Bewegung sind, sich ganz wohl ausnehmen, sobald aber ihr Mund sich öffnet, nichts weniger als schön,

viel-

vielmehr recht häßlich sind. Vor diesen werden Dich, wenn nicht Deine Augen, doch schon Deine Ohren bewahren; Du darfst ihnen nur eben so viel zuhören, als Du sie ansiehst, um sogleich zu finden, daß sie, des ersten Anscheins ungeachtet, im Grunde doch nur ganz gemeine, um nicht zu sagen häßliche, Gesichter sind.

Wovor ich aber am meisten besorgt bin, das sind solche Gesichter, die, bei sehr regelmäßigen Zügen, oder bei einzelnen auffallenden Schönheiten, auch ein geistvolles Auge haben, und gleichwohl in der Probe und auf die Länge nicht bestehen, weil sie tief im Herzen einen großen Fonds von Häßlichkeit verschließen, der oft bei der geringsten Veranlassung plötzlich hervorbricht, und dann das ganze Gesicht verstellt, so daß alles Schöne daraus wie weggewischt, und nichts als die abschreckendste Häßlichkeit darin zu finden ist. Zwar tritt diese Häßlichkeit anfangs, wenn auch nicht eben so schnell, doch allmählig wieder zurück, und das

Gesicht verschönert sich wieder in gleicher Maße, ohne sofort eine sehr merkliche Spur von dem gehabten Anfalle zu behalten; allein öftere Anfälle der Art sind dem Gesichte doch eben so nachtheilig, als die Rose, oder die Gelbsucht; sie lassen jedesmal immer deutlichere Spuren ihrer Verwüstungen zurück, und verursachen unfehlbar ein sehr frühzeitiges Verblühen. Noch muß ich hiebei bemerken, daß die genannten Anfälle in Gesellschaften zwar nicht leicht zu kommen pflegen, desto häufiger aber zu Hause. Wenn also ein Mann nicht bloß in Gesellschaften mit seiner Gebieterinn zu glänzen wünscht, sondern gern auch zu Hause, für sich, und auf die Dauer eine schöne Frau haben will: so hat er große Ursache sich wohl vorzusehen, daß seine Augen ihn nicht verblenden. Laß also Deine Augen nicht zu vorschnell entscheiden, und frage lieber erst Deine Ohren um Rath; denn die lassen sich in der Regel eher bedeuten, weil sie der Belehrung mehr gewohnt sind; die Au-

gen aber lassen sich, zumal wenn sie einen Gegenstand schon öfters und lange mit Wohlgefallen betrachtet haben, nicht leicht bedeuten.

In der Voraussetzung also, daß Deine Augen noch keine Parthie ergriffen haben, glaube es Deiner Mutter: die wahre Schönheit, die allen gefällt, die immer, auch zu Hause, im Neglige und im Alter schön bleibt, hat ihren Sitz in der Seele, und leuchtet nicht nur aus den Augen, sondern aus allen Mienen, Worten und Handlungen hervor; sie hat einen sehr leserlichen Ausdruck von Verständigkeit, von Sanftmuth und Wohlwollen, und giebt dem Gesichte, wenn es auch an sich selbst nicht schön ist, gleichwohl einen unwiderstehlichen Reiz, der aller Herzen anzieht und bezaubert, und immer mehr gefällt, je öfter und mehr man es betrachtet.

Weil aber auch diese Schönheit einigermaßen nachgemacht werden kann, und schon ein geübtes Auge erfordert wird, um die echte und

bleibende Schönheit von der unechten und vergänglichen unfehlbar zu unterscheiden: so erkundige Dich recht sorgfältig darnach, wie Deine Schöne sich im häuslichen Zirkel der Ihrigen ausnimmt; ob sie auch eine folgsame, ehrerbietige und liebevolle Tochter, eine gefällige und liebreiche Schwester, eine treue Freundinn ist, und von denen, die am meisten um sie sind, geliebt und verehrt wird, oder *nicht*; wie der Ton ihrer Sprache beschaffen, und welche Art sich auszudrücken ihr die geläufigste und natürlichste ist.

Ein Mädchen, die in allen diesen Verhältnissen sich stets unverändert schön zeigte, und niemals Anfälle von Häßlichkeiten hatte, kann unmöglich, auch nicht im Innersten ihres Herzens, etwas häßliches haben; es läßt sich vielmehr mit Grund erwarten, daß ihre Schönheit echt, und bleibend, von der Art seyn werde, die einen braven Mann gewiß auch glücklich macht.

Wähle Dir endlich kein Kind! der Verstand kömmt wohl bei uns Frauenzimmern etwas früher, als bei euch, aber doch nicht vor den Jahren.

Und nun genug hiemit! Dein guter Genius leite Dich bei Deiner Wahl. Niemand wird und kann so innigen Antheil an Deinem Glücke nehmen, als Deine

Dich zärtlich liebende Mutter.

VI.

Proben stoischer Weisheit.

1.

Die Postulate der stoischen Religionslehre, von Epiktet. *)

Das Haupterforderniß der Frömmigkeit ist eine richtige Erkenntniß von Gott, seinem Daseyn, seiner gerechten und weisen Weltregierung, so wie von unsrer Verpflichtung, ihm zu gehorchen, und uns allen Schickungen, als den Fügungen der höchsten Weisheit, demüthig und willig zu unterwerfen; denn alsdann werden wir nie die Gottheit anklagen oder tadeln, als

*) Epicteteae Philosophiae monumenta ed. Schweighaeuser Tom. IV. cap. XXXVIII. (XXXI.) pag. 341. seq.

ob sie uns vernachlässigte. Eine solche Gotter-
gebenheit ist aber nicht anders möglich, als
wenn wir unser Gut und Uebel von allem ab-
sondern, was außer unsrer Macht liegt, und
es bloß in solche Dinge setzen, die in unsrer
Gewalt stehen. Sobald wir hingegen eins von
jenen Dingen für ein Gut oder Uebel halten,
werden wir unausbleiblich bei fehlgeschlagenen
Wünschen und bei widrigen Begegnissen die
Urheber derselben tadeln und hassen; denn
das ist allen Wesen natürlich, daß sie das schäd-
lich scheinende, und dessen Ursache verabscheuen
und fliehen, dem Nützlichen hingegen, und des-
sen Urhebern anhangen und ergeben sind. Wer
sich für beschädigt hält, kann eben so wenig an
dem vermeinten Schadenstifter Wohlgefallen
finden, als am Schaden selbst. — Die Fröm-
migkeit hängt mit dem Nützlichen genau zu-
sammen: wer demnach seine Neigungen und
Abneigungen berichtiget, der sorgt damit zugleich
auch für seine Frömmigkeit. — —

Erläuterung des Obigen von Simplikios.

Nachdem Epiktet die Pflichten gegen unsre Stammgenossen, die Menschen, vorgetragen hat, geht er zu denen gegen die höhern Wesen über; denn auch in der Pflichtenlehre muß man von dem uns zunächstliegenden anfangen, und somit zum Höhern übergehen. Auch diese Pflichten findet er aus dem Verhältnisse aus. Wir verhalten uns nämlich zur Gottheit, wie zur ersten und höchsten Ursache. Offenbar aber, daß sie als solche nichts von uns bedarf: mithin bestehen unsre Pflichten gegen Gott in Ergebung und Unterwerfung; denn auf solche Weise beobachten endliche Wesen ihr Verhältniß und ihren Standpunkt gegen die erste und erhabenste Ursache. Wir müssen sie demnach mit heiliger Scheu verehren, ihren Fügungen uns unterwerfen, und in ihnen, als den Anordnungen der höchsten Weisheit und der gütigsten Vorsehung, uns willig und mit Freuden

ergeben. Dazu sind wir aber nur im Stande, wenn unsre Erkenntniß wahr, und unser Leben der Natur gemäß ist. Unsre Erkenntniß nämlich muß richtige Begriffe und Meinungen von Gott enthalten, daß er die erste aller Ursachen, alles Hervorgebrachte verwaltet, und das Ganze mit eben so weiser, als gerechter Fürsorge regiert. Denn glaubte jemand, es sey kein Gott, oder keine Vorsehung, oder auch, daß er zwar sey, und versorge, aber nicht nach gerechten und vernünftigen Gesetzen: so würde er ihn weder mit dankbarer Liebe verehren, noch seinen Fügungen, als den Anordnungen der höchsten Weisheit, sich demüthig unterwerfen. Unser Leben aber ist wohlgefällig den Ereignissen angemessen, wenn wir, überzeugt, daß die höchste Weisheit über alles walte, weder etwas tadeln, noch den Herrn des Schicksals anklagen. Dahin können wir aber nicht wohl anders kommen, als wenn wir unser Gut und Uebel nur in solchen Dingen suchen,

die in unsrer Gewalt stehen, so daß dieß die einzigen Gegenstände unsrer Neigungen und Abneigungen sind, und weder ein Wunsch uns fehlschlagen, noch etwas Widerwärtiges uns befallen kann. Dieß muß aber unausbleiblich oft der Fall seyn, sobald wir einige von den äußerlichen Dingen als Güter begehren, und andre als Uebel verabscheuen; und dann folgt eben so unausbleiblich Haß und Unzufriedenheit über den, der dieß verursachte, oder doch, bei dem Vermögen es abzuwehren, solches aus der Acht ließ. Denn jedes lebendige Geschöpf, ja vielleicht alles was da ist, sehnt sich nach dem Guten, und verabscheuet auf gleiche Weise von Natur das Böse. — — —

Ein zuverlässiger Beweis, daß wir den vermeinten Urheber eines scheinbaren Uebels nothwendig hassen und lästern müssen, ist, daß auch die Bande des Bluts uns nicht abhalten können, diejenigen zu hassen, die uns ein scheinbares Gut entziehen, oder in vermeinte

Uebel verwickeln. Darum wird auch ein Vater von seinem Sohne gehaßt und geschmähet, wenn er ihm vermeinte Güter nicht mittheilt, oder irgend ein vermeintes Uebel ihm zufügt, indem er ihn schlägt, oder zur Enthaltsamkeit gewöhnt. Dieß brachte auch den Polynikes und Etrokles, Oedips Söhne, ungeachtet sie Brüder waren, gleichwohl bis zum Zweikampf, und zur gegenseitigen Ermordung gegen einander auf, weil sie glaubten, daß einer dem andern die für ein Gut gehaltene Alleinherrschaft entziehen wolle. Darum murrt auch der Landmann, wenn es nach der Saatzeit überall nicht, oder zuviel regnet, oder sonst etwas für schädlich oder nützlich geachtetes geschieht, oder nicht geschieht, und lästert die Urheber, wenn nicht mit Worten, doch in Gedanken; und die Schiffer sind unzufrieden, wenn sie keinen günstigen Wind haben, ungeachtet oft zu gleicher Zeit der eine Süd- und der andere Westwind gebraucht; sie bedenken nicht, daß entgegenge-

setzte Winde unmöglich zu gleicher Zeit wehen können, sondern sind nur auf die Urheber der Winde ungehalten, daß sie nicht ihren, oder widrigen Wind haben. Die Kaufleute hinwiederum wollen, daß beim Einkauf Ueberfluß, und zur Verkaufszeit Mangel herrsche, sind unzufrieden, wenn eins von beiden nicht der Fall ist, und klagen über den Herrn des Schicksals. So hadern auch die mit der Vorsehuug, die Weiber und Kinder, und überhaupt ihr liebstes verlieren, weil ihnen fehlschlägt, was sie begehren, und wiederfährt, was sie verabscheuen; denn es liegt in unsrer Natur, daß wir die, welche uns ein vermeintes Gut verschaffen, hochachtungsvoll verehren. Durch die Erlangung des Nützlichen wird sofort auch eine Verehrung gegen die Geber desselben erweckt, so wie durch Widerwärtigkeiten, Haß und Abscheu gegen die Stifter derselben. Wer sich demnach bestrebt, seine Neigungen und Abneigungen in Ordnung zu halten, und sie nicht auf äußerliche

Dinge richtet, der befleißiget sich damit auch der Frömmigkeit. Immer seiner Wünsche theilhaftig, und nie von Widerwärtigkeiten befallen, weil er nie etwas wünscht, oder verabscheuet, als was in seiner Macht steht, ist er mit allen Schickungen wohlzufrieden, und erweiset dem Urheber derselben die gebührende Ehrfurcht. Wer hingegen äußerliche Dinge begehrt, oder verabscheuet, muß, da er die Gesinnungen der Menschen, Reichthum und Dürftigkeit, Gesundheit und Krankheit, Leben und Tod, Siege und Niederlagen, Winde, Regen, Hagel, alle Lufterscheinungen, und das ganze Schicksal — nicht nach seinem Gefallen lenken kann — weil hierauf seine Neigungen und Abneigungen gerichtet sind — vielfältig verfehlen, was er wünscht, und in Widerwärtigkeiten gerathen. Er wird daher auch, immer verdrießlich, das Schicksal anklagen, und nicht nur ein trauriges und beschwerliches, sondern auch ein gottloses Leben führen, und somit durchaus elend seyn. — —

2.

Gottes Daseyn. *)

Der Glaube an ein göttliches Wesen ist den Menschen nicht nur von Natur gleichsam angeboren, sondern sie werden auch von ihren Eltern, von Kindheit an, zur Gottesverehrung gewöhnt, und folgen hierin den gemeinsamen Verstandesbegriffen. Denn alle Menschen, ungebildete wie gebildete, aus der frühsten undenklichen Vorzeit, wie jetzt, glauben, wiewohl unter sehr von einander abweichenden Vorstellungen, an ein göttliches Wesen, außer den Akrothoiten, von denen Theophrast erzählt, daß sie Gottesleugner gewesen, und plötzlich von der Erde verschlungen worden, und wenn etwa noch des einen oder des andern aus der ganzen Vorzeit Meldung geschieht. Es begiebt sich nämlich, daß einige, weil sie theils ohne Beweise glauben, theils auch sehen, daß es den

*) L. c. pag. 356. c.

Guten zuweilen übel und den Bösen wohlgeht, mit Verwerfung der vorgefaßten Begriffe, dem Ausspruch der Tragödie Raum geben: „Kühn behaupt' ich, durch das Glück der Bösen betroffen: es sind keine Götter!" Diese würden wohl thun, wenn sie, dem Epiktet zu Folge, nicht in die äußerlichen, sondern in die ihrer Gewalt unterworfenen Dinge, ihre Güter und Uebel setzten; denn also wird weder der Gute jemals unglückselig, noch der Böse glückselig seyn. Wir wollen indessen auch die unerwiesenen Begriffe von Gott, so viel möglich, mit Beweisgründen zu befestigen suchen.

Wir fangen diese Untersuchung mit der Erklärung an, was der Name Gott bedeute. Hier muß man wissen, daß die ersten Erfinder dieses Wortes, die am Firmament umlaufenden Himmelskörper, von dem griechischen Worte laufen, und sich schnell bewegen, also genannt haben; in der Folge hat man dieses Wort auch auf die unkörperlichen und intellec-

tuellen Ursachen der Dinge, und endlich auf das höchste und letzte Princip des Universums übergetragen: so, daß es den Ursprung der Dinge, die erste und höchste verständige Ursache bezeichnet. Denn alles was geschieht, geschieht entweder von Ungefähr und durch Zufall, oder es hat auch seine voraufgehenden bestimmenden Ursachen; was nun aber von Ungefähr und zufällig geschieht, hat weder eine bestimmte wirkende Ursache, noch einen bestimmten Zweck, diese setzen immer eine leitende Ursache voraus, und können beim bloßen Zufalle eben so wenig Statt finden, als eine gleichförmige, beständige Ordnung und Folge. Nun liegt aber bei allem, was nach den Gesetzen der Natur und mit Vorsatz geschieht, ein von dem Urheber bestimmter Zweck zum Grunde. So hat der Landmann, beim Säen und Pflanzen, die Frucht zum Zweck, und die Begattung der Thiere zielt auf ihre Fortpflanzung ab. Auch bemerken wir eine gewisse Folge und Ordnung,

vom

vom Anfang bis zum Ende der Erzeugung, indem gewisse Ereignisse im Anfang, einige in der Mitte, und andere am Ende, nach einer bleibenden Bestimmung erfolgen. Der ausgestreute Same treibt bei den Pflanzen, nachdem er vom Wasser befeuchtet worden, zuerst Wurzeln und Keime, dann den Halm oder Schößlinge, und so fort bis zur Frucht und Reife. Bei den lebendigen Geschöpfen wird der befruchtete Same ausgedehnt und zum Embryo gebildet, welcher genährt und vollendet, zur rechten Zeit geboren wird. Diese regelmäßige Ordnung und Folge in der Erzeugung bleibt sich immer gleich. Wenn nun alles, was natürlich und absichtlich geschieht, seine von dem Urheber bestimmten Ursachen und Zwecke hat, und immer nach einer gleichförmigen Ordnung und Folge ausgeführt wird: so ist es offenbar, daß dieses, so wie alles zweckmäßige in der Welt, nicht vom Ungefähr oder Zufall, sondern von bestimmenden Ursachen herrühre. Es müs-

sen demnach Urprincipe der Dinge da seyn, und wären diese erzeugt, so müßten auch sie wieder andre Grundprincipe haben, bis wir zu den unerzeugten Dingen kommen, die nicht mehr zu den entstandenen Dingen gehören, sondern vorzugsweise Substanzen genannt werden, indem sie unendlich, in sich selbst, und nicht von außen her den Grund ihres Seyns haben, mithin selbstständig, oder noch höhere, als selbstständige Wesen sind. — — —

*) Das Höhere muß seinem Wesen nach früher seyn, als das Geringere, und wer zu den Urprincipien aufsteigen will, muß versuchen, ob ein höheres als das angenommene Princip möglich ist, und findet er das, wieder über dasselbe hinaussuchen, und mit dem Aufsteigen nicht inne halten, bis er auf die höchsten Begriffe kommt, zu welchen wir uns erheben können. Wir dürfen auch überall nicht besorgen,

*) Am a. O. pag. 370. a. seq.

daß wir uns versteigen, uns zu große und zu erhabene Gedanken von der ersten Ursache machen. Unsre Vorstellungen sind eines so hohen Schwunges überall nicht fähig, daß sie die Würde der Grundursachen erreichen, geschweige sie überfliegen. — Dieß ist also die einzig beste und möglichst untrügliche Erhebung zu Gott, wenn wir nämlich von allen uns gedenkbaren Vollkommenheiten, die erhabensten, heiligsten und vorzüglichsten Namen und Werke ihm beilegen, überzeugt, daß wir ihm noch nichts seiner Würde ganz entsprechendes beigelegt haben. Zu unsrer Entschuldigung aber ist es hinreichend, daß wir uns nichts Erhabneres denken können. — —

3.

Die göttliche Vorsehung. *)

Es giebt Menschen, die zwar das Daseyn eines göttlichen, guten, höchstmächtigen, und

*) Am a. O. pag. 378. seq.

höchstweisen Wesens glauben, und gleichwohl annehmen, daß es die menschlichen Angelegenheiten als klein und geringfügig, und seiner Vorsehung unwerth verachte. Sie werden zu diesem Irrthume, durch die anscheinende Unordnung in den menschlichen Angelegenheiten, verleitet, wenn sie sehen, daß Menschen, die im bösen Rufe stehen, mit Herrschergewalt, mit Reichthum und Gesundheit begabt, bis an ihren späten Tod wohl und glücklich leben, und auch wohl ihren Kindern glückliche Umstände hinterlassen; dahingegen die Guten von diesen das größte Ungemach erleiden, ohne daß, ihres Bedünkens, eine Ahndung darauf erfolgt. Einige erkühnen sich daher, wie gesagt, selbst das Daseyn Gottes zu leugnen; andre erkennen zwar, den gemeinsamen Verstandesbegriffen zu Folge, Gottes Daseyn und seine Vollkommenheiten, glauben aber nicht an seine Vorsorge für die menschlichen Angelegenheiten, zumal in eignen Unglücksfällen. Es würden, meinen

sie, nicht solche Unordnungen vorfallen; die Bösen würden nicht ungestraft, die gekränkten Guten nicht ungerächt bleiben, wenn eine göttliche Vorsehung waltete. Wir wollen dieß erst im Allgemeinen untersuchen, indem wir es einem Dilemma unterwerfen.

Wenn nämlich ein göttliches Wesen existirt, und gleichwohl nicht vorsorgt, so unterläßt es die Vorsorge, entweder, weil es nicht weiß daß es vorsorgen sollte, oder auch weil es ihm an Vermögen, oder an Willen dazu fehlt. Ist Unvermögen die Ursache, so müssen die irdischen Dinge, ihrer Größe wegen, Gottes Macht übersteigen, oder ihrer Kleinheit und Geringfügigkeit wegen, seiner Aufsicht entgehen. Fehlt es der Gottheit aber nicht an Macht, sondern nur an Willen: so vernachlässiget sie uns entweder aus Gemächlichkeit und Fahrlässigkeit, oder sie verachtet uns auch unsrer Kleinheit und Geringfügigkeit wegen.

Dieser Eintheilung zu Folge wollen wir

nun alle einzelnen Sätze im allgemeinen widerlegen. Da das göttliche Wesen, unsrer Voraussetzung nach, die vollkommenste Einsicht, die höchste Macht, und den besten Willen hat, und alle Dinge aus sich selbst hervorbringt: so kann es weder unwissend seyn, daß es für die von ihm hervorgebrachten Dinge sorgen sollte — eine Unwissenheit, die auch nicht einmal bei den stumpfsinnigsten unter den unvernünftigen Thieren statt findet; denn auch diese sorgen für ihre eigne Brut — noch kann es ihm wohl an Macht gebrechen, weder weil die Dinge zu groß — denn wie könnte wohl das Hervorgebrachte größer als der Urheber seyn? — noch weil sie für seine Vorsorge zu geringe sind; denn wären sie das, warum hätte er sie denn überall hervorgebracht? Eben so wenig kann man den göttlichen Willen beschuldigen, als ob er uns aus Gemächlichkeit oder Fahrlässigkeit vernachlässige; denn das sind nur menschliche Gebrechen, und zwar nur schlechter Menschen,

da nicht einmal die unvernünftigen Thiere, aus Gemächlichkeit und Trägheit, ihre eigne Brut vernachlässigen. Endlich kann Gott das auch nicht als geringfügig verachten, was er hervorzubringen würdigte. Es ist demnach auf alle Weise unmöglich, daß er für die von ihm hervorgebrachten Dinge nicht vorsorgen sollte.

Insbesondere müssen wir nun noch denen, welche die göttliche Erhabenheit empfinden, oder zu empfinden glauben, die menschlichen Angelegenheiten aber verkleinern und der göttlichen Vorsehung unwerth halten, entgegen stellen: daß der Mensch und seine Angelegenheiten keinesweges zu den geringfügigsten Dingen im Universum gehören; denn der Mensch ist ein lebendiges Geschöpf, mit einer vernünftigen, der köstlichsten Seele begabt, und von allen erschaffenen Wesen das gottesfürchtigste. Er ist demnach kein unachtbares oder geringfügiges Eigenthum Gottes, und eben so wenig sind das die menschlichen von der vernünftigen Seele

verhandelten Angelegenheiten. Wollte jemand aber auch den Menschen für klein erklären, so würde er damit die Vorsorge für ihn nur für desto leichter erkennen müssen: — — So ist eine Mine *) leichter zu tragen, als ein Talent, und ein halber Morgen Landes leichter zu umpflügen oder zu umgraben, als ein ganzer. Je kleiner ich also jemanden voraussetze, für desto leichter erkläre ich seine Besorgung. Ferner, wenn Gottes Vorsehung die ganze Welt umfaßt, so muß sie nothwendig auch die Theile derselben in sich schließen. So machen es auch die Künstler. Ein Arzt, der den ganzen Körper in die Cur nimmt, wird die einzelnen Theile nicht vernachlässigen wollen; eben so wenig der Feldherr, der Hauswirth und der Staatsmann; denn bei Vernachlässigung der

*) Mine, eine fingirte Münze, die 100 Drachmen an Gewicht, den Werth von ungefähr 21 Thalern enthielt. 60 Minen machen ein Talent.

Theile muß nothwendig auch das Ganze in einen schlechtern Zustand gerathen. Gott soll aber, in dem, was unter seiner Aufsicht steht, doch wohl nicht als ein schlechterer Fürsorger erscheinen, als die Menschen, die durch eine und dieselbe Kunst, für die Theile, wie für das Ganze sorgen, und das sowohl um der Theile selbst, als auch vorzüglich um des Ganzen willen. Wir sind nur, wie gesagt, über einige Ereignisse ungehalten, weil wir nicht einsehen, wie auch diese dem Ganzen ersprießlich sind.

Wähnte aber jemand, daß die Vorsorge für die menschlichen Angelegenheiten, ihrer vielen Gesetzwidrigkeiten, Leidenschaftlichkeiten und Verwirrungen wegen, Gott beschwerlich sey, und ihn in seiner Seligkeit störe, der beweiset damit offenbar: daß er den Allerhöchsten den menschlichen Verwesern gleich achtet, und den Gang der Vorsehung verkennt; als ob Gott, wenn er für jemand sorgt, gleich uns, unmittelbar ihm nahe seyn, und jede seiner einzelnen

Verrichtungen also verfolgen müsse, daß er für sonst nichts Muße behalte. Er bedenkt nicht, daß auch der Gesetzgeber eines Staates, nachdem er, was auf jede That oder Unthat erfolgen soll, durch Gesetze bestimmt, und diese zu Aufsehern bis auf die kleinsten Handlungen aufgestellt hat, bei seiner Sitte und Gewohnheit bleibt, und so lange die Gesetze nur bestehen, durch sie den Staat *verwaltet*; er bedenkt nicht, wieviel mehr Gott, der Urheber des Ganzen, bei seiner Voraussicht, daß unsre freien Handlungen viel Tugend und viel Schlechtheit enthalten würden, schon werde veranstaltet haben, welcher Lohn einer jeden Handlung unausbleiblich folgen, nach welchem schlechtern oder bessern Orte ein jeder versetzt, und mit welchen Seelen er zusammengebracht werden solle, nämlich die Verschlimmerten mit den Bösen, die Gebesserten hingegen mit den Guten, so wie alles, was ihnen gegen und von einander zu thun und zu leiden gebührt. Die Be-

stimmung indessen, so oder anders zu werden, diesen oder jenen Lohn zu verdienen, hat Gott dem Willen eines jeden überlassen; denn wie wir werden wollen, so werden wir, vermöge unsrer freien Willenskraft, zu Folge welcher Tugend und Laster bei uns stehen, welchen allen Gott Kräfte beigelegt hat, die, bis auf die kleinsten Handlungen, alles nach Verdienst belohnen.

Auch hat Gott dieses nicht bloß einmal im Anfange der Zeit also veranstaltet, und dann aufgehört vorzusorgen, so wie etwa ein Mensch sich begnügen möchte, Gesetze gegeben zu haben. Denn die göttliche Güte, von der durch ihr ewiges Seyn alles Gute herkömmt, hat weder einen Anfang in der Zeit, noch ist Gott bald gegenwärtig, bald abwesend — denn das sind körperliche Zufälligkeiten — sondern er selbst ist immer allen gegenwärtig, über alles erhaben, und seine Vorsorge verbreitet sich, da er ewig derselbe, überall und gut ist, über alle

Wesen, und theilt jedem zu, was ihm gebührt. Gleichwie vom Sonnenlichte alles erleuchtet, dieses sieht, und jenes gesehen wird, dieses grünet und blühet, und jenes lebendige Jungen wirft, das eine gebleicht und das andere geschwärzet, dieses verhärtet und jenes geschmolzen wird, und ein jedes, nach seiner eigenthümliche Beschaffenheit, an dieser einen und vielfachen Güte theilnimmt, ohne daß die Sonne sich im mindesten um eins derselben bemüht, oder in ihrer Seligkeit gestört wird: so und noch vielmehr wird alles der Güte Gottes, der wir auch die Sonne verdanken, theilhaftig, und nach Maßgabe seiner Beschaffenheit, beglückt, ohne daß Gott dadurch im mindesten beschwert oder zerstreuet würde. Auch haben seine Wirkungen keine Gegenwirkungen auf ihn, wie dies bei den Naturdingen der Fall ist. Eben so wenig ist es bei ihm eine zugebrachte Güte, so daß sie einst erschöpft und matt werden könnte, oder von solcher Beschaffenheit,

daß sie, gleichwie unsre Seele, das eine Mal so, das andere Mal anders wirkte, und einmal unvermögend seyn könnte, zur Vorsorge für die Welt, oder zu jener Richtung auf das Gute, dem erhabenen Zwecke der Welt. Wenn wir schon von der vervollkommneten, zu Gott zurückgeführten Seele des Menschen sagen, daß sie sich mit überirdischen Dingen beschäftige, und die ganze Welt umfasse: wieviel mehr wird Gott, der Urheber der Seele, ungestört über das von ihm Hervorgebrachte walten?

Aber auch die Schicksale der für gut oder böse gehaltenen Menschen sind nicht im Stande, die Absicht der Vorsehung zu verrücken; denn es ist eine unrichtige Meinung von uns, daß die Guten zuweilen unglückselig und elend, die Bösen hingegen wohl und glückselig sind, wofern anders wahr und nicht leere Declamation ist, was wir vorhin ausführten: daß nur der ein guter Mensch ist, der sein Gut und Uebel in die Dinge setzt, die in seiner Ge-

walt sind, und daß einem solchen weder ein Wunsch mißlingen, noch etwas Widerwärtiges befallen kann. Ist dieß aber richtig, so wird ihm nie etwas Böses widerfahren; denn auch die Zweifler nennen das ein Uebel, wenn uns etwas Begehrtes fehlschlägt, oder etwas Widriges begegnet. Dem guten Menschen kann es mithin, als solchem, nie unglücklich gehen, noch übel mit ihm stehen. Hinwiederum erkennen alles diejenigen für böse, die der menschlichen Natur zuwider leben. Diese nämlich setzen, uneingedenk ihrer Freiheit, und dessen, was in ihrer Macht steht — des charakteristischen Merkmales der menschlichen Natur — alles menschliche Wohl und Wehe in die äußerlichen Dinge: jenes in Gesundheit des Körpers, in Reichthum, in Herrschergewalt, in hohe Geburt, in Wohlleben und dergleichen; dieses aber in die entgegengesetzten Dinge. Sie begehren daher das in diesen Dingen vermeinte Gute, und verabscheuen jene Dinge, als Uebel. Es kann

mithin nicht anders seyn, als daß sie, da die äußerlichen Dinge nicht in unsrer Macht stehen, oft ihrer Wünsche verfehlen, und von widrigen Dingen befallen werden. Beides ist aber, selbst nach dem Urtheile unsrer Gegner, kein Glück, sondern ein Uebel. Da also die Bösen mehrentheils von Uebeln befallen werden, so müssen sie, bei einiger Aufmerksamkeit, gewahr werden, daß sie weder glücklich noch zufrieden sind, sondern gerade das Gegentheil. Gesetzt aber auch, daß es ihnen in den äußerlichen Dingen die mehrste Zeit, oder immer, wohl ginge: so wären sie nur noch unglückseliger, weil sie, durch Erlangung derselben, noch mehr in der, ihrer menschlichen Natur widerstreitenden Gemüthsverfassung, bestärkt werden. Es ist aber einem jeden das, was seiner Natur zuwider ist, Unheil und Verderben. —

Da man aber nicht bloß strenge Beweise, sondern auch Ueberredungsgründe anwenden muß, wenn die Menschen unserm Urtheile über

das vermeinte Gute und Böse in den äußerlichen Dingen beipflichten sollen; so erinnere ich sie an das obengesagte: daß weder die sogenannten Uebel, wären sie auch mit Mühe und Beschwerden verbunden, wahre Uebel, noch die sogenannten Güter, wahre Güter, sondern jene vielmehr Heilmittel für die Kranken und Uebungen für die Gesunden sind; die Güter selbst aber, sowohl zum Gebrauch, und nach Würden der Empfänger, als auch derer, die ihrer verlustig gehen, ausgetheilt werden. So wird der Reichthum dem, der ihn recht zu brauchen weiß, sowohl zu seiner eignen Bequemlichkeit, als auch zur Wohlthätigkeit gegen andere, und zur Erweiterung wohlthätiger Gesinnungen verliehen; den Lasterhaften hingegen zur Strafe und Züchtigung. Die Geldsüchtigen z. B. die sich ihr ganzes Leben hindurch, mit Muthlosigkeit und schlaflosen Nächten, von immerwährender Furcht gequält, um Vermögenserwerb bemühen, haben keinen Genuß von ihren Schä-

zen. Und welche Strafe kann gerechter und schicklicher seyn, als diese? Die Schwelger hinwiederum sind ärmer als die Bettler, und andere werden vor lauter Wohlleben durch den Reichthum zu Grunde gerichtet, gerathen in manche Gefahren, und verabsäumen die gebührende Sorge für ihr wahres Selbst, indem sie, ihres Reichthums wegen, weder etwas Gutes lernen, noch die von Natur dem Menschen zuständige Lebensweise erprüfen und ausüben. Auf solche Weise gereichen selbst Gesundheit und Macht den Bösen vielmehr zum Schaden, und werden ihnen bald zur Züchtigung, bald zur Strafe gegeben, damit sie, durch die Anspannung ihrer Leidenschaften übersättiget, endlich einmal sich der Leidenschaftlichkeit entladen, und in der Folge zur Zucht und Reinigung geschickt werden mögen. Denn der göttlichen Vorsehung für die Seelen ist es nicht sowohl darum zu thun, daß sie ihre leidenschaftlichen Handlungen aus Furcht, oder um einer andern Lei-

denschaft willen, zurückhalten, als vielmehr darum, daß die schlimme Neigung selbst aufgerieben werde. —

4.

Die göttliche Gerechtigkeit. *)

Und nun, unter göttlichem Schutze, zur Widerlegung der dritten Art des Atheismus, die zwar das Daseyn Gottes und seine Vorsorge für die menschlichen Angelegenheiten anerkennt, dabei aber behauptet, daß er, wie unsre Zeitgenossen wähnen, durch Weihgeschenke, durch Opfer und Gaben sich bestechen lasse, so daß die Verbrecher, Betrüger und Räuber nur einen kleinen Theil dazu verwenden, und denen geben dürfen, die für solche Sünden zu bitten, und Gott zu versöhnen vorgeben, um damit Erlaubniß zu erhalten, dieselben Sünden ferner zu begehen, und von der Strafe ihrer Sünden freizukommen. Einige unsrer Zeitgenossen

*) A. a. O. pag. 392. b.

halten auch ein solches Verzeihen und Nachsehen mit den Sündern, der göttlichen Güte ganz würdig; meines Bedünkens aber reden und urtheilen sie hier gleich unbestimmt. Allein was setzen wir dieser Behauptung entgegen? Da sie zwei Sätze enthält, so müssen wir sie abgesondert, in Hinsicht auf den, der Unrecht thut, und auf den, der Unrecht leidet, betrachten, und untersuchen, was die genannte Nachsicht und Verzeihung bei dem Ungerechten wirkt, und wie sie sich gegen den Beleidigten ausweiset.

Wenn den Ungerechten die Erlaubniß, ungestraft Unrecht zu thun, gut und nützlich wäre, dann möchte vielleicht eine solche Nachsicht von Gott statt finden; denn von ihm kömmt alles Gute über alle Wesen her. Ist es aber das größte Unglück für sie, in ihren Ungerechtigkeiten unterstützt, und für ihre Sünden nicht bestraft zu werden: wie könnte denn wohl Gott daran Schuld seyn? Gott, der, wie ausführ-

lich gezeigt worden, die Urquelle alles Guten, aber schuldlos am Bösen ist. Nun sind aber Ungerechtigkeit, Habsucht, Ausschweifungen und Frevelmuth, als naturwidrige Gemüthsverfassungen — da ihr Gegentheil der Natur gemäß ist — offenbar Krankheiten, Schandflecke und Fehler der Seele; und wer sie durch Nachsicht vermehrt und ungeheilt sich selbst überläßt, der befördert offenbar das Laster; thut er das aber gar, weil er durch Geschenke bestochen worden, so erscheint er offenbar noch schlechter, als ein nur mäßig guter Mensch. Denn was für ein Mensch ist der, der etwas zu besorgen übernommen, und, durch Geschenke bestochen, die Verschlimmerung desselben übersieht? Würde jemand den wohl als einen rechtlichen Arzt erwählen, der sich durch Geschenke oder durch Bitten bewegen ließe, dem, der durch gewisse Speisen oder Getränke beschädigt worden, den ungescheuten Gebrauch dieser schädlichen Dinge zuzugestehen, und selbst dazu behülflich zu seyn?

Oder der, durch Geschenke verleitet, den der geschnitten oder gebrannt werden müßte, unbesorgt ließe? Wenn nun die göttliche Strafe ein Heilmittel der Lasterhaftigkeit ist: wie wäre es möglich, daß sie schlechter als die menschliche Heilkunde erscheinen könnte?

Da Gottes Vorsicht und Obhut sich aber auch über die Beleidigten erstrecken soll: so laßt uns sehen, wie er auch diese behandelte, wenn er sich durch die Geschenke der Ungerechten bewegen ließe, ihnen behülflich zu seyn. Welcher nur mäßig gute Feldherr würde sich wohl von den Feinden bestechen lassen, ihnen die Armee zu verrathen? Welcher Hirte den Wölfen die Schafe? Und was sage ich Hirte? Würden wohl die Hirtenhunde einen Theil der zerrissenen Schafe von den Wölfen annehmen, und ihnen verstatten, die übrigen zu zerreißen? Wie ruchlos also, von Gott etwas zu behaupten, was nicht einmal Hunden zu thun geziemet! Was für Grund hat es überhaupt, daß

Gott von den Ungerechten durch Geschenke verleitet werde? Die Gaben der Frommen nimmt Gott freilich öfters an, offenbar aber, nicht weil er ihrer bedarf, sondern weil die Darbringenden, wie im Geiste, also auch durch diese äußerlichen Gaben, sich zu ihm erheben. Brächten nun die Bösen ihre Gaben, um die verdiente Strafe und die nöthige Cur zu erlangen, so möchte Gott auch wohl ihre Gaben annehmen; thun sie es aber, um schlimmer zu werden, wie ließe sich's dann wohl denken? Und wenn wir auch weiter nichts versähen, so wäre die Hoffnung, Gott durch Geschenke zu verführen, allein schon hinreichend, uns noch weiter von der Gemeinschaft mit ihm zu entfernen.

Was ist denn das für eine so weit verbreitete Meinung? und woher hat sie ihren Ursprung, die Behauptung: daß die Gottheit durch Geschenke und Gaben, durch Gelübde, gute Werke und Kniebeugungen umgestimmt werde, und den Sündern verzeihe? Oder

glaubt man das nicht ohne Grund? Aber auch so geradezu diese Meinung anzunehmen, möchte leicht ruchlos seyn. Wenn nämlich die Sünder aufrichtige Reue empfinden, so sind diese Kniebeugungen, Niederwerfungen auf die Erde, Weihgeschenke und Kostenaufwendungen, um Gott zu gefallen, als Zeichen der Sinnesänderung und der Unterwerfung nach Leib und Seele, allerdings förderlich zur Rückkehr zu Gott. Auch wird Gott eben so wenig, wenn wir sündigen, von uns abgekehrt oder erzürnt und von uns entfernt, als er, wenn wir reuig sind, selbst zurückkehrt, oder besänftigt sich uns wieder nähert. Denn das sind menschliche Zufälligkeiten, und weit entfernt von der ganz unveränderlichen göttlichen Seligkeit. Wir aber reißen uns von ihm loß, wenn wir durch Abweichung von der Natur uns verschlimmern, und dadurch, daß wir ungerecht, ruchlos und unverständig werden, das Bild der göttlichen Güte in uns zerstören. Zwar können wir nie-

mals der alles umfassenden göttlichen Vorsehung entfliehen, aber wir bereiten dann, wie durch eigne Schuld kranke Menschen, der göttlichen Strafe, dem Heilmittel der Bosheit, den Eingang zu uns, indem wir uns selbst einer solchen Vorsorge und Behandlung von Gott bedürftig machen. Wenn wir nun die Uebereinstimmung mit unsrer Natur uns wiedererworben haben, und die Aehnlichkeit mit Gott — diese besteht aber in Gerechtigkeit, Heiligkeit und Verständigkeit — dann nähern wir uns ihm wiederum, und kommen mit ihm in Gemeinschaft. Und von dieser unsrer Rückkehr zu Gott sprechen wir so, als ob er zu uns zurückkehrte. Es geht uns hier ungefähr so wie denen, die an einem Felsen am Meer ein Seil anheften, und wenn sie dann durch Anziehung desselben sich selbst und den Nachen dem Felsen näher bringen, aus Unerfahrenheit glauben, daß nicht sie selbst zum Felsen, sondern der Fels allmählig zu ihnen näher komme.

Die Sinnesänderung, die Gebete und Gelübde und dergleichen Dinge entsprechen dem Seile; denn durch sie geschieht die Rückkehr der Abgewichenen, und zwar nicht mit Worten, sondern mit der That, dadurch, daß wir die von uns beleidigten, mit Hohn oder Schmach beladenen, sie selbst, oder ihre Nachkommen liebreich behandeln, die Ungerechtigkeit hassen, von den Unredlichen uns abwenden, und den Umgang mit den Gerechtigkeitliebenden suchend uns selber züchtigen. Eine solche Züchtigung müssen wir bis zu unsrer völligen Reinigung ununterbrochen fortsetzen, und in keinen Zwischenräumen von dieser Selbstbestrafung nachlassen.

Ein Merkmal aber, und die Vollendung der wahren Sinnesänderung ist, niemals dieselben, auch keine kleinern Sünden wieder begehen. Wir müssen, so wie die Schiffer mit einem auf die eine Seite hin schwankenden Schiffe thun, auf die entgegengesetzte Seite umgesetzt werden.

Daß aber die aufrichtige Sinnesänderung zur völligen Reinigung genüget, erhellet daraus, daß Gott selbst dieses bei der Reinigung beabsichtet; denn alle über uns kommenden Züchtigungen und Strafen, hier und in der Unterwelt, haben den Zweck, die Seele zur Reue über ihr Sündenelend, und zur Verabscheuung des Lasters und des naturwidrigen Lebens, so wie zur freiwilligen Erwählung und Aufnahme der Tugend, zu bestimmen. Es giebt auch einige wissenschaftliche Vervollkommnungen der vernünftigen Seele, wenn jemand sich selbst eine Strafe auflegt. Ein solcher mag vielleicht noch schneller gebessert werden, weil er sich freiwillig der Züchtigung unterwirft. Denn auch Schmerzen und Traurigkeit sind denen nöthig, die durch Weichlichkeit und Wollust sündigten: so wie denn auch die aufrichtig Reuigen sich selber strafen, durch die bittersten Gewissensqualen, die schmerzlicher, peinigender und viel schwerer zu besänftigen sind, als körperliche Züchtigungen.

Soviel gegen die dritte Art des Atheismus, die schlimmste von allen dreien; denn es wäre viel wünschenswerther, daß kein Gott und keine Vorsehung, als daß ein Gott wäre, der unter dem Schein der Vorsorge, denen unter seiner Vorsorge stehenden nachstellte. Denn das heißt, auf eine böse Art seyn. Wir wollen aber lieber überall nicht, als auf eine üble Art seyn, und das aus dem Grunde, weil das Gute schätzbarer, als das Seyn, und das Princip desselben, so wie das Ziel und der Endzweck aller Dinge ist. Auch wünschen wir das Daseyn selbst nur als etwas Gutes, und wollen deshalb, ehe wir übel daran sind, lieber überall nicht seyn.

5.

Das Pythische Orakel. *)

Kein Vorurtheil ist so schlimm, daß sich überall keine gute Seite daran entdecken, und

*) l. c. Cap. XXXIX. (XXXII.) pag. 404. seq. 411. seq.

kein gemein gewordener Irrthum ist so irrig, daß sich durchaus nichts Wahres heraus- oder hinein erklären ließe, wenn man sich nur einigermaßen darauf versteht. Sokrates, Epiktet und seine Schüler verstanden es: sie ließen die Vorurtheile ihrer Zeitgenossen unangefochten und auf sich beruhen, wußten aber gleichwohl ihren nachtheiligen Einfluß zu beschränken, und sie selbst zur Begründung und Verbreitung der heilsamsten Wahrheiten zu gebrauchen.

Wenn du das Orakel um etwas befragen willst, lehrten sie: so frage es nur um solche Dinge, bei denen alles auf den Erfolg ankömmt, und über welche du, weder aus der Vernunft, noch aus irgend einer Kunst oder Wissenschaft, dich Raths erholen kannst. Was man aus eigner Einsicht wissen kann, soll man nicht vom Orakel erfragen, z. B. was man von der Seele zu halten habe, ob sie sterblich oder unsterblich sey? Denn was sich aus Vernunftgründen begreifen läßt, soll man auch

gründlich zu lernen suchen. Dahingegen ein Zeugniß von Gott: daß die Seele unsterblich sey, zwar wie billig einen festen Glauben, aber keine wissenschaftliche Ueberzeugung hervorbringt. — Es ist aber offenbar der Wille Gottes, daß die selbstdenkende Seele auch durch sich selbst die Wahrheit sehen soll. Vor allen Dingen aber verbieten sie, das Orakel um solche Gegenstände zu befragen, worüber Vernunft und Pflicht schon deutlich entschieden haben, z. B. ob man sich für seinen Freund, oder fürs Vaterland wagen solle? Was in solchen Fällen die andern Wahrsager auch einwenden, wieviel abschreckendes sie auch vorher verkündigen mögen, höret vielmehr den großen Wahrsager, den pythischen Apoll!

Zwei Freunde gingen nach Delphos, und fielen unter die Räuber; der eine von den Reisenden ward getödtet, der andre, der die Flucht ergriffen, oder doch seinem Gefährten nicht unerschrocken beigestanden hatte, kam zum Orakel,

der Gott aber warf ihn aus dem Tempel, mit den Worten: Deinem sterbenden Freunde nahe, kamst du ihm nicht zu Hülfe! Unrein kamst du hierher, hinweg aus dem Heiligthume.

Zwar konnte er offenbar, auch bei dem besten Willen, seinen Freund nicht retten, gleichwohl hätte er sich mit ihm wagen, und auch mit ihm sterben müssen, wenn dieß die unvermeidliche Folge seines Beistandes gewesen wäre. Um deswillen also erklärte ihn der Gott für unrein, weil er aus übertriebener Liebe zum Leben seinen Freund verlassen hatte, so wie der Gott, bei einem andern, ungeachtet des unglücklichen Erfolges, gleichwohl die Absicht gnädig aufnahm. Er war mit seinem Reisegefährten gleichfalls unter die Räuber gerathen und da diese sich dessen schon bemächtiget hatten, wollte er seinen Wurfspieß gegen einen von den Räubern schleudern, verfehlte ihn aber, traf seinen Freund, und tödtete ihn. Auch er

kam zum Orakel, wagte aber, als ein durch den Mord des Freundes verunreinigter nicht, in den Tempel hinein zu gehen, der Gott aber rief ihm diese Worte zu:

In der Absicht, deinen Freund zu vertheidigen, tödtetest du ihn! Dich befleckt nicht Blut des Mordes, du bist jetzt reiner, denn zuvor!

Wenn er also durch den Mord des Freundes nicht nur nicht befleckt, sondern, der guten Absicht wegen, selbst noch reiner geworden ist, als er zuvor war, dann ist offenbar: daß die Tugend und die Sünde der Menschen, nicht sowohl auf ihren Handlungen, als vielmehr auf ihren Absichten beruhen.

6.

Fragmente. *)

Das mit dem Schicksal verflochtene Leben gleicht einem reißenden Waldstrome: es ist un-

*) Ibid. Tom. III. pag. 65. I. II.

gestüm, voller Schlamm und schwer zu durchgehen, gewaltthätig, geräuschvoll und von kurzer Dauer. — Die mit der Tugend befreundete Seele aber gleicht einer unversiegbaren Quelle: sie ist rein und ungetrübt, trinkbar und heilsam, unschädlich und unvergänglich.

Zügle deine Leidenschaften, damit du nicht von ihnen gestraft werdest. *)

Keiner, der das Geld, die Wollust und den Ruhm sehr liebt, liebt auch die Menschen; nur der Tugendfreund liebt sie. **)

So wenig du, in einem großen, schönverzierten und vergoldeten Schiffe fahrend, wirst untergehen wollen, eben so wenig erwähle dir, in einem übergroßen und kostbaren Hause zu wohnen, in welchem du, von Sorgen bestürmt, zu Grunde gehst. ***)

Wenn

*) l. c. pag. 66. V.

**) pag. 68. XIII.

***) pag. 69. XIV.

Wenn wir zu einem Gastmale geladen sind, so genießen wir, was da ist, und würden es für unschicklich halten, wenn jemand vom Gastgeber verlangte, daß er ihm Fische oder Kuchen vorsetzte; in der Welt aber fordern wir von den Göttern, was sie nicht geben, ungeachtet dessen, was sie uns gegeben haben, so viel ist. *)

Wunderliche Menschen, die stolz auf Dinge sind, die nicht in ihrer Gewalt stehen! Ich bin besser, als du, sagt der eine, denn ich habe viele Ländereien, du aber wirst vom Hunger gequält! Ich, sagt ein andrer, habe Consulsrang, ein dritter, ich bin Statthalter; und ich, sagt ein vierter, habe krauses Haar! Sagt doch nicht ein Pferd zum andern: ich bin besser, als du, denn ich habe viel Weide und Haber, meine Zäume sind golden und meine Schabracke ist buntgestickt; sondern: ich bin besser, weil ich schneller bin. Und jedes Thier

*) pag. 69. XV.

ist, nach Maßgabe seiner eigenthümlichen Tugend oder Untugend, besser oder schlechter. Der Mensch also allein hätte keine ihm eigenthümliche Tugend? Wir müßten unsern Werth von den Haaren, von den Kleidern, oder von unsern Vorfahren ableiten? *)

Du machst dich am verdientesten um den Staat, nicht durch Verhöhung der Häuser, sondern durch Veredelung der Seelen; denn es ist besser, daß in kleinen Häusern große Seelen wohnen, als daß Sklavenseelen in großen Pallästen sich verkriechen. **)

Gleichwie ein Schiff nicht an Einem Anker, also muß auch unser Leben nicht von Einer Hoffnung abhangen. ***)

Als Knaben übergaben uns die Eltern dem Erzieher, der überall darauf sehen mußte,

*) pag. 69. XVI.

**) pag. 92. LXXXI.

***) pag. 95. LXXXIX.

daß wir nicht beschädiget würden; als Männer aber übergiebt uns Gott dem uns eingepflanzten Gewissen zur Bewachung. Diesen Wächter dürfen wir also keinesweges verachten, weil wir sonst sowohl Gott mißfällig, als auch dem eignen Bewußtseyn feind seyn würden. *)

Die Raben zerstören die Augen der Verstorbenen, wenn sie diesen nichts mehr nützen; die Schmeichler aber verderben die Seelen der Lebenden, und zerstören die Augen des Geistes. **)

Jemand, der einen verunglückten und vom Sturm ans Land geworfenen Seeräuber einen Ueberrock gegeben, ihn in sein Haus geführt und mit allem Nöthigen versehen hatte, ward deshalb von einem getadelt, daß er Bösewichtern wohlthäte; er antwortete aber: Nicht den Menschen, sondern die Menschheit habe ich in ihm geehrt. ***)

*) pag. 98. XCVII.

**) pag. 100. CIII.

***) pag. 101. CIX.

Der Weinstock trägt dreierlei Trauben: die eine bringt Vergnügen, die andere Trunkenheit, die dritte Schmach und Schande. *)

Die Unverständigen befreiet die Zeit, die Verständigen aber die Vernunft von ihrer Traurigkeit. **)

Weise ist, der nicht traurig ist über das, was er nicht hat, vielmehr froh ist, über das, was er hat. ***)

Sey bemüht, deine Söhne vielmehr gebildet, als reich zu hinterlassen; denn die Hoffnungen der Gebildeten sind besser, als die Reichthümer der Ungebildeten. ****)

Wer einen guten Eidam erhält, hat einen Sohn gefunden, wem es aber hiemit mißlingt, der hat seine Tochter verloren. *****)

*) pag. 103. CXV.

**) pag. 105. CXXVIII.

***) Ibid. CXXIX.

****) pag. 111. CXLV.

*****) pag. 112. CXLIX.

Wer keinen liebt, wähne auch nicht von irgend jemand geliebt zu werden. *)

Das Glück muß man, wie die reifen Früchte, wenn es da ist, genießen. **)

Epiktet sagte einem jungen Menschen, der sich öffentlich brüstete und damit prahlte, daß er weise sey, weil er mit vielen Weisen Umgang gehabt habe: Auch ich hatte Umgang mit vielen Reichen, und bin doch nicht reich. ***)

*) pag. 113. CLVI.

**) pag. 115. CLXVII.

***) pag. 117. CLXX.

Druck-

Bayerische Staatsbibliothek München

Druckfehler.

Seite 11 Zeile 5 v. o. statt menn lies wenn
S. 32 Z. 3 v. u. st. die nur andere ehrliche l. denen wir andern ehrlichen
S. 46 Z. 9 v. o. st. vorstellen l. verstellen
— — Z. 16 v. o. st. den l. dem
S. 55 Z. 15 v. o. st. ihren l. ihrem
S. 63 Z. 7 v. o. st. erscheine l. erschiene
S. 105 Z. 10 v. o. st. versorge l. vorsorge
S. 107 Z. 7 v. o. st. Etrokles l. Eteokles
S. 124 Z. 8 v. o. st. thümliche l. thümlichen
S. 126 Z. 10 v. o. st. alles l. alle

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Röper, Friedrich Ludwig

Versuche zur Beförderung wahrer Lebensweisheit

Bd.: 2

Berlin 1803

Ph.pr. 1027-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10041684-8